

**Mai 5/2010**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Hermann Wieh  
Maria – heiligende Begegnung 129

---

August Laumer  
Vergebliche Seelsorge 131

---

Willi Broich / Philipp Wittmann  
Gastfreundliche Gemeinde 139

---

Werner Kleine  
Paulus und das Geld 144

---

Claus F. Lücker / Maria Hungerkamp  
„Pssst, morgen Abend: Schweigemeditation  
in der STADTOASE“ 151

---

Ralf Regenhardt  
Die Sprache der Hände 155

---

Literaturdienst: 158  
Bernhard Spielberg: Kann Kirche noch Gemeinde sein?  
Mechthild und Heinrich Hüsich: Da spricht man nicht  
drüber

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | PD Dr. August Laumer, Rilkestraße 17, 93049 Regensburg | Willi Broich, Linderstraße 24, 51789 Lindlar | Dr. Philipp Wittmann, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Dr. Werner Kleine, Goethestraße 64, 42327 Wuppertal | Pfarrer Dr. Claus F. Lücker, Schroersstraße 9, 47803 Krefeld | Maria Hungerkamp, Schroersstr. 9, 47803 Krefeld | Ralf Regenhardt, Moritzberger Weg 1, 31139 Hildesheim

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfing 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

# Maria – heiligende Begegnung

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder ...“ – heiligende Seelsorge! Der Begriff „heilig“ hat viele Facetten: Wir sprechen von den Heiligen, deren Leben in der Herrlichkeit Gottes vollendet ist. Wir preisen den dreifaltigen Gott als den unendlich Heiligen, dessen Liebe das ganze Weltall umfasst. Als Christen haben wir Anteil an dieser Heiligkeit Gottes, denn im Sakrament der Taufe hat uns seine göttliche Gnade zu Heiligen gemacht und den Mächten der Finsternis und des Todes entrissen.

Lässt sich diese „heilige“ Theologie in unseren oft sehr gewöhnlichen Alltag übertragen? In der Geschichte des Christentums spielt Maria als „Mittlerin“ zwischen dem unendlich heiligen Gott und den von irdischen Sorgen geplagten Menschen eine herausragende Rolle. Unzählige Gebete, Bilder, Wallfahrtsstätten und Kirchen zeugen von der Beliebtheit ihrer Gott und den Menschen zugewandten Persönlichkeit. Im Festkalender, in der Volksfrömmigkeit und in den gemeindlichen Gottesdiensten ist die Gottesmutter durchaus präsent. Auch in unserer Seelsorge?

Weil die volkstümliche Marienverehrung von den meisten Theologen als kitschig, oberflächlich oder theologisch schwierig empfunden wird, konzentriert sich die Marienverehrung in der Gemeinde zumeist auf die von älteren Menschen besuchten Rosenkranz- und Maiandachten. Im Erstkommunion- oder Firmkurs bleibt Maria in der Regel unerwähnt.

Maria teilt die pastorale Nichtbeachtung mit den meisten anderen Heiligen (außer vielleicht Mutter Theresa und Franziskus), ja mit dem Begriff „heilig“ insgesamt. Gute und katechetisch nützliche Beispielmenschen sind durchaus gefragt, aber dass man auf diese Weise zu einem „Heiligen“ wird und „in den Himmel kommt“, scheint schwer vermittelbar. In der Tat: Die Größe der Heiligkeit und Liebe Gottes ist und bleibt ein Geheimnis, das der Verstand und die menschliche Sprache nie adäquat erfassen können. Andererseits gilt: Verliert die Pastoral ihre „himmlische“ Perspektive, drohen Verflachung und Verdiesseitigung. Sowohl in der Theologie als auch in der täglichen pastoralen Arbeit ist beides wichtig, das Menschliche und das Göttliche, das Diesseits und das Jenseits, das liebevolle Handeln und die Tiefe des mystischen Erlebens.

Die Lieder und Gebete im Kontext der Marienverehrung gehen einen Weg der Begegnung: „Maria Maienkönigin, Dich will der Mai begrüßen“ oder „Gegrüßet seist Du Königin, o Maria!“ In Maria begegnet der irdische Mensch der von Gott geschenkten Heiligkeit. Er nimmt sein ganzes Leben, seine Freude und seinen Schmerz, seine Hoffnung und seine Enttäuschung und bringt sie zu Maria. Mit ihr zusammen schaut er auf Christus, den gemeinsamen Retter und Erlöser. Es geht in der Marienverehrung immer um eine Pastoral der Begegnung: In Maria begegnet der irdische Mensch der Heiligkeit und Liebe Gottes und empfängt daraus Trost, Kraft und göttlichen Segen.

Am unkompliziertesten begegnet man Maria und den Heiligen auf Wallfahrten. Hier können Menschliches und Heiliges im Lebensprozess miteinander verbunden werden. Bei der großen Fußwallfahrt von Osnabrück zum Gnadenbild der schmerzhaften Mutter Gottes in Telgte wird zehn Minuten gebetet und dann wieder zehn Minuten geredet. Längere Pausen wechseln

ab mit durchaus herausfordernden Fußmärschen. Kraftvolle Lieder und stille Gebete gehören genauso dazu wie frohes Wiedersehen und geselliges Miteinander am Ziel. Gerade junge Menschen lassen sich von dieser menschlich-frommen Wallfahrt immer neu ansprechen. Ganz unkompliziert entwickelt sich ein Vertrauensverhältnis zwischen dem Pilger und der Mittlerin Maria, zwischen dem betenden Menschen und dem Gottessohn Jesus Christus.

In manchen pastoralen Situationen fehlen dem Seelsorger/der Seelsorgerin die Worte. Kann ich einem schwer kranken Menschen sagen: „Sie müssen bald sterben!“? Er ahnt es ja selbst. Bei solchen Begegnungen bete ich oft das „Gegrüßet seist Du Maria“ und ganz bewusst und langsam das „jetzt und in der Stunde unseres Todes“. Schon öfter ist es vorgekommen, dass die Kranken dann ganz deutlich und bewusst das „Amen“ mitgesprochen haben. Ja, so ist es. Ich bin nicht allein, sondern eine Helferin geht mit mir, im Leben und im Sterben. Wirklich heiligende Pastoral!

## Liebe Leserinnen und Leser,

die Worte „Frust“ oder „Resignation“ mögen nicht speziell zum Monat Mai passen, sehr wohl aber bezeichnen sie ein Gefühl, das in heutiger Zeit mehr als einen in der Seelsorge Tätigen beschleicht. Ausgehend von der Heiligen Schrift und deren Zeugnissen vom Umgang Gottes bzw. Jesu mit resignativen „Erfahrungen“ sowie einem Artikel von Karl Rahner versucht **Dr. August Laumer**, Privatdozent im Fach Praktische Theologie an der Universität Regensburg und Pfarrvikar in Regensburg, Perspektiven offen zu halten, wo scheinbare Aussichtslosigkeit den Blick trübt.

Von einem Projekt sich bewährenden Zusammenspiels von Erwachsenenbildung und Gemeindepastoral berichten **Willi Broich**, Gemeindeferent in Lindlar und Regionalreferent für Gemeindepastoral im Oberberg-Kreis, sowie **Dr. Philipp Wittmann**, theologischer Referent in der Abteilung Bildung und Dialog im Generalvikariat Köln.

Als Nachklang zum Paulusjahr beleuchtet PR **Dr. Werner Kleine**, City-Seelsorger in Wuppertal und promovierter Neutestamentler, den Aspekt des Geldes im Wirken des Völkerapostels.

Pfarrer **Dr. Claus F. Lücker**, Leiter der Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, und **Dipl. Theol. Maria Hungerkamp** stellen das seit einem Jahr laufende Projekt STADT-OASE in Krefeld vor, das sowohl Quellort inmitten der Stadtwüste als auch Ermöglichungsstätte von Wüstenerfahrung inmitten sprudelnden Stadtlebens ist.

**Ralf Regenhardt**, Referent im Caritasverband Hildesheim, präsentiert schließlich die Bischöfliche Stiftung „Gemeinsam für das Leben“, die bereits in ihrem zehnten Jahr besteht.

Mit diesem Lese-Blumenstrauß zum Wonnemonat grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

August Laumer

# Vergebliche Seelsorge

## Zum Umgang mit resignativen Erfahrungen in der Pastoral\*

---

„Vergebliche Seelsorge“ – wohl nur allzu gern würden wir hinter diese Überschrift ein relativierendes Fragezeichen setzen. Doch sind damit Erfahrungen angesprochen, die in der pastoralen Praxis durchaus, ja nahezu alltäglich begegnen: Da trägt eine intensive, mit großem Engagement unternommene Vorbereitung auf die Erstkommunion über das Fest hinaus scheinbar nur wenig Früchte. Ein Hilfsbedürftiger nimmt trotz seiner offensichtlichen Not auch nach einem langem Gespräch die in Aussicht gestellte mögliche Form der Unterstützung nicht an. Enttäuschend ist schließlich auch, wenn selbst langjährige, treue Ministranten sich mit ihrem Dienst zugleich vom Gemeindeleben insgesamt verabschieden. Diese drei Beispiele könnten sicher noch um viele weitere ergänzt werden. Kein Bereich der Pastoral kann wohl von resignativen Erfahrungen ausgekommen werden.

Dies untermauert auch etwa die 2006 veröffentlichte und seither vieldiskutierte Sinus-Milieu-Kirchenstudie des Instituts Sinus Sociovision in Heidelberg.<sup>1</sup> Sie will die Einstellung der Gesellschaft zur katholischen Kirche in der gegenwärtigen Situation der Bundesrepublik Deutschland anhand des Modells von zehn sozialen Milieus untersuchen. Ohne hier näher auf diese Studie eingehen zu wollen, lässt sich als deren zentrales, ernüchterndes und gerade darum Aufsehen erregendes Ergebnis festhalten: Die katholische Kirche erfährt seit einigen Jahren eine Milieuerengung; sie ist nur noch in drei Milieus ver-

ankert: in den in der Studie so bezeichneten Milieus der Konservativen, der Bürgerlichen Mitte und der Traditionsverwurzelten. Und diese Milieus werden zusehends schrumpfen. Eine gewisse Vernetzung besteht noch zwischen der katholischen Kirche und dem Milieu der Postmateriel-len. Die anderen Milieus stehen der Kirche skeptisch bis ablehnend gegenüber. Zu den jungen Milieus (Moderne Performer, Experimentalisten und Hedonisten) hat die Kirche den Anschluss verloren.<sup>2</sup>

Überraschend ist dieses Ergebnis allerdings nicht. Die Sinus-Milieu-Kirchenstudie bestätigt damit lediglich, was Seelsorgerinnen und Seelsorger, aber auch die Gemeinden tagtäglich erleben. Wie der genannten Milieuerengung der katholischen Kirche pastoral zu begegnen ist, das bleibt auch in diesbezüglichen Diskussionsbeiträgen im Grunde unbeantwortet.<sup>3</sup> Tragfähige Vorschläge sind in diesem Punkt wohl auch deshalb so schwer zu finden, weil dies letztlich der Lösung der derzeitigen Kirchenkrise gleichkäme.

Die Sinus-Milieu-Kirchenstudie belegt in gesamtgesellschaftlicher Blickrichtung, was konkret vor Ort und in zwischenmenschlichen Begegnungen erfahrbar ist: Mit großem Einsatz unternommene Seelsorgebemühungen bleiben so manches Mal offenbar ohne Erfolg. Wie aber können, wie sollen die in der Pastoral – hauptamtlich wie ehrenamtlich – Tätigen damit umgehen?

Diese Problemstellung erhält umso mehr Gewicht, als das Erleben von Erfolglosigkeit natürlich nachhaltig Einfluss auf die Motivation und Berufszufriedenheit von Seelsorgerinnen und Seelsorgern hat – bis hin zum verhängnisvollen Mechanismus eines Burnout.<sup>4</sup> Denn dieses innerliche „Ausbrennen“ trifft gerade Menschen, die mit hohem Engagement ihren beruflichen Aufgaben nachgehen wollen, dabei aber sich selbst und ihr Umfeld durch utopische Erwartungen überfordern, schließlich in den Zustand eines auch aggressiv-abwehrenden Erschöpfenseins geraten und so in

ihrem Tätigkeitsfeld scheitern. Zur Verhinderung eines Burnout, aber auch grundsätzlich zur Bewältigung der anstehenden pastoralen Anliegen ohne Verbitterung und Resignation ist es darum von großer Bedeutung, sich erreichbare, realistische Ziele zu setzen.

Hinweise zur Beantwortung der Frage, welche wirklichkeitsnahen Handlungsperspektiven den Umgang mit enttäuschenden Geschehnissen bestimmen müssen, lassen sich zunächst in der Bibel finden.

## 1. Resignative Erfahrungen in der Bibel

Scheitern<sup>5</sup> ist nach biblischem Verständnis unausweichliche Folge der menschlichen Endlichkeit und Begrenztheit. Misserfolg ist darum aber auch eine immer wieder durchscheinende Dimension des Handelns von Menschen, die sich in den Dienst an Gott und den Mitmenschen gerufen wissen.

Der *Pentateuch* etwa berichtet, dass Israel nach seiner Befreiung aus Ägypten zahlreichen Versuchungen und Anfechtungen während der Wüstenwanderung ausgesetzt war. Als Mose auf dem Berg Sinai die Zehn Gebote und weitere Weisungen empfing, brach das Volk in seiner Abwesenheit den Bund mit Jahwe und fertigte sich ein Kultbild, das Goldene Kalb, an (Ex 19–32). Wiederholt lehnten sich die Menschen darüber hinaus gegen ihren Anführer Mose auf, weil sie in der Wüste zu verdursten und zu verhungern drohten (Ex 15,22–25; Ex 16,1–17,7; Num 20,1–13; Num 21,4–9).

Der Prophet *Elija* kritisiert gemäß der biblischen Überlieferung die Könige des Nordreiches Israel Ahab (871–852 v. Chr.) und Ahasja (852–851 v. Chr.) und zeigt sein machtvolles Wirken, wie es gerade im Gottesurteil auf dem Karmel, in der Entscheidung zwischen Baalskult und dem Bekenntnis zu Jahwe als dem einzigen und wahren Gott, deutlich wird (1 Kön 18,21–40). Nach den Drohungen der Königin Isebel aber flieht Elija aus Angst in die Wüste; verzweifelt legt er sich unter

einen Ginsterstrauch und wünscht sich den Tod. Fast zerbricht der Prophet unter der Bürde seiner Sendung und an seinem Misserfolg. Doch Gott stärkt Elija durch einen Engel, durch seine Offenbarung am Horeb und schließlich durch neue Aufträge (1 Kön 19,1–18).

Eine ausgeprägte Reflexion über die Last der Prophetenaufgabe enthält das Buch *Jeremia*. In dessen erstem Teil (Jer 1–25) finden sich vor allem die Umkehrrufe, Anklagen und Strafanfügungen des Propheten. Daneben begegnen hier aber auch Klagegedichte, die so genannten „Konfessionen“ (Jer 11f. und 15–20), in denen Jeremia gegenüber JHWH bittere Klage über die Anfeindungen durch seine Gegner, über Isolation und die ausbleibende Erfüllung der von ihm ausgerichteten Prophezeiungen führt. Jeremia geht sogar soweit, den Tag seiner Geburt zu verfluchen. Er erlitt wegen seiner Verkündigung vielfältige Nachstellungen, wie berichtet wird. Ein Bild äußerster Trostlosigkeit und Verlassenheit ist es, wenn der Prophet durch seine Gegner in eine wasserlose Zisterne geworfen wird und in den Schlamm sinkt, damit er dort den Tod finden möge (Jer 37,11–38,13).

Bei *Deuteronesaja* (Jes 40–55) begegnet die rätselhafte Gestalt des Knechtes Gottes, der zwar als von Gott auserwählter Heilmittler gezeichnet wird, zugleich aber ein Leidensschicksal in Stellvertretung und Sühne auf sich nimmt.

Schließlich zeigt sich auch in *Leben und Wirken Jesu von Nazaret*<sup>6</sup>, dass bei allen Erfolgen in der Verkündigung der Botschaft vom Reich Gottes Enttäuschungen nicht ausblieben. Durch seine Worte und seine Taten, gerade durch sein Zugehen auf die Menschen am Rande der Gesellschaft, also auf die Gescheiterten, konnte er viele Menschen ansprechen und manchen als Jünger gewinnen. Doch in den Evangelien wird, wenngleich eher beiläufig, ebenso erzählt, dass sich Menschen von Jesus auch abwenden. In seiner Heimatstadt erfährt er große Ablehnung (Mk 6,1–6a; Mt 13,54–58; Lk 4,16–30). Seine Verwandten halten ihn

schlicht für verrückt und wollen ihn mit Gewalt zu sich zurückholen (Mk 3,21). Wegen seiner Mahlgemeinschaft mit Zöllnern und Sündern wird Jesus als „Fresser und Säufer“ diffamiert (Lk 7,34; Mt 11,19). Nach der Brotrede im sechsten Kapitel des Johannesevangeliums, in der Jesus davon spricht, dass er den Menschen sein Fleisch zum Essen und sein Blut zum Trinken geben wolle, sind viele entsetzt und ziehen sich zurück (Joh 6,60.66). Der Nachfolgeanspruch überforderte offenbar manchen. So berichten die Synoptiker von einem Mann, der zwar die Zehn Gebote zu halten bereit war; doch verweigerte er den verlangten Verzicht auf sein großes Vermögen und entschied sich so gegen den Eintritt in die Jesusnachfolge (Mk 10,17–22; Mt 19,16–22; Lk 18,18–23).

Wie reagiert Jesus auf solche enttäuschenden Erfahrungen? Immer wieder hatte er versucht, Brücken zu den Menschen zu bauen. Doch vom Anspruch seiner Botschaft, die er verkündigte, rückte er deshalb nicht ab. Trotz der erlittenen Rückschläge hielt er an seiner Sendung fest. Dies wird besonders deutlich, als der Konflikt mit den religiösen Autoritäten seines Volkes immer mehr eskalierte. Ihre sich verschärfende Ablehnung verbündete sich schließlich mit den politischen Machthabern und führte zum Scheitern, zum Tod Jesu, den die Jünger indes nicht als Endpunkt, sondern als liebevolle, erlösende Opferhingabe des Gottessohnes für die Menschen, letztlich als Sieg über das Scheitern und darum als Beginn neuen Lebens erfuhren.

Doch die Botschaft von der Auferstehung Christi fand nicht überall bereite Aufnahme, obwohl uns dies die Apostelgeschichte zunächst in idealisierender Weise glauben machen will. Dort heißt es zwar, dass die nachpfingstliche Jüngergemeinde alsbald rasch anwuchs (z. B. Apg 2,41; 5,14). Eine Reminiszenz der Ablehnung findet sich jedoch beispielsweise in der Rede des Paulus auf dem Areopag in Athen. Als dieser hier auf die Auferstehung der Toten zu sprechen kommt, schlägt ihm teils offener Spott entgegen; teils aber wird er freund-

lich abgewiesen: „Darüber wollen wir dich ein andermal hören“ (Apg 17,16–34).

Paulus schließlich nennt offen die Hürden, die sich durch die Botschaft vom gekreuzigten Gottessohn auftun: „Wir dagegen verkündigen Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein empörendes Ärgernis, für die Heiden eine Torheit“ (1 Kor 1,23). Doch ist Paulus selbst gerade ein Beispiel für einen Menschen mit hoher Frustrationstoleranz: Trotz zahlreicher Rückschläge und Gefährdungen (vgl. die sog. „Narrenrede“ 2 Kor 11,16–33) setzte er sich unverzagt und mit ungebrochener Energie für die Verkündigung des Evangeliums ein.

Gewiss müsste man diesem sehr cursorsichen Durchblick noch vieles hinzufügen. Besonders wichtig aber scheint mir noch die Frage, wie Gott selbst nach dem Aufweis der Bibel dazu steht, wenn Menschen sich von ihm abwenden. Es wird dabei die Überzeugung erkennbar, dass Gott von menschlichen Zurückweisungen nicht einfach unberührt bleibt. Stellvertretend möge hier für die biblische Tradition ein Text aus dem Buch Hosea stehen, der Gottes Liebe zu Israel, aber auch seine Enttäuschung schildert: *„Als Israel jung war, gewann ich ihn lieb, ich rief meinen Sohn aus Ägypten. Je mehr ich sie rief, desto mehr liefen sie von mir weg. Sie opferten den Baalen und brachten den Götterbildern Rauchopfer dar. Ich war es, der Efraim gehen lehrte, ich nahm ihn auf meine Arme. Sie aber haben nicht erkannt, dass ich sie heilen wollte. Mit menschlichen Fesseln zog ich sie an mich, mit den Ketten der Liebe. Ich war da für sie wie die (Eltern), die den Säugling an ihre Wangen heben. Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen ... Wie könnte ich dich preisgeben, Efraim, wie dich aufgeben Israel? ... Mein Herz wendet sich gegen mich, mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch, der Heilige in deiner Mitte. Darum komme ich nicht in der Hitze des Zorns“ (Hos 11,1–9).*

Resignative Erfahrungen, so können wir zusammenfassen, sind also unausweichlich, wenn Menschen von Gott zu einer besonderen Sendung gerufen werden. Sie sind eine unabwendbare Signatur, zumindest aber eine bleibende Möglichkeit des menschlichen Handelns im Auftrag Gottes.

Das bedeutet nicht – um diesem möglichen, aber falschen Eindruck von vornherein zu wehren –, dass Leiden und Scheitern vorschnell verherrlicht werden sollten, so als ob es um seiner selbst willen zu suchen wäre. Handeln, auch Handeln in der Sendung Gottes, zielt stets auf Erfolg, wenn es denn nicht von Grund auf sinnlos sein soll. Das wird auch an den angeführten biblischen Beispielen deutlich. Zugleich aber enthält die Heilige Schrift einen heilsamen Realismus, indem sie auch von der Ablehnung der von Gott gerufenen Menschen durch ihre Mitmenschen berichtet. Darin ist die Aufforderung verborgen, sich dieser Tatsache zu stellen – zumal auch Gott selbst offenbar Enttäuschungen kennt. Wie aber ist das theologisch-anthropologisch zu deuten und zu verstehen?

Einen hilfreichen Anstoß kann hier ein früher Aufsatz von Karl Rahner geben.

## **2. Theologisch-anthropologische Überlegungen im Anschluss an Karl Rahner: „Weihe des Laien zur Seelsorge“ (1936)**

Der 1936 erstmals veröffentlichte und später in Karl Rahners „Schriften zur Theologie“ aufgenommene Beitrag „Weihe des Laien zur Seelsorge“<sup>7</sup> beschäftigt sich mit dem Auftrag zur Pastoral, den alle Getauften erhalten haben; denn der im Titel enthaltene Begriff „Weihe“ bezieht sich auf die Taufe, die in der spirituellen Tradition zuweilen auch als „Taufweihe“ gedeutet wird. Da „Weihe“, so Rahner, „immer ein Doppeltes [besagt]: Empfang der Fähigkeit und Empfang des Auftrags, ein Können und eine Berufung“, hat der Christ in der Taufe einerseits die Eignung und andererseits die Sendung zur Seelsorge erhalten.<sup>8</sup>

Diese Betonung der Beauftragung *aller* Getauften – nicht nur der Priester – zur Seelsorge ist in der Theologie und näherhin der Pastoraltheologie der damaligen Zeit ungewöhnlich und darum beachtenswert. Doch damit nicht genug: Rahner liefert in dem genannten Aufsatz auch eine praktisch-theologische Theorie der Seelsorge, die zu denken gibt.

Er definiert zu Beginn: „Der Seelsorge geht es ... um die Seele des andern, um die Stellung [sc. des anderen] zu Gott, um das Heil und die Ewigkeit des Mitmenschen.“<sup>9</sup> Das Heil aber hängt ab von der Entscheidung des Menschen für oder gegen Gott.

Hier nun jedoch zeigt sich nach Rahner ein schwerwiegendes Problem, das Seelsorge als „von vornherein unvollziehbar“ erscheinen lässt.<sup>10</sup> Denn die Freiheitsentscheidung ist die unvertretbar eigene Aufgabe des Menschen. Es ist die Freiheit des Willens, „in der der Mensch mit der ganzen Wucht seines Wesens diesem seinem ganzen Sein die letzte Sinnrichtung und Prägung gibt, sein eigenes Dasein zu dem macht, was er sein will. Hier ist er wesentlich allein.“<sup>11</sup> Die Freiheitsentscheidung gehört existentiell zur Einmaligkeit des Menschen dazu; sie kann ihm darum nicht von anderen abgenommen werden.

Damit aber wird Seelsorge vom aufgezeigten Ansatz her unmöglich. Rahner folgert: „Wenn Seelenheil je eigene Entscheidung ist, alles andre noch gar nicht Heil und Schicksal ist, sondern höchstens Geschick, das einem bloß widerfährt, dann ist jede versuchte Besorgung des Heils des andern gerade prinzipiell Besorgung von etwas, das nicht sein Heil ist.“ Allenfalls ist es möglich, dass der andere sich für die Beeinflussung seiner Freiheit öffnet. Doch entlarvt sich solch eine Haltung als bloße „Selbstsorge“ und ist, so der Jesuit, keine Seelsorge, weil der Seelsorger sich damit vertröstet: Er habe ja seine Pflicht erfüllt; das Übrige sei nun Sache des anderen und könne ihm dann gleichgültig sein.<sup>12</sup>

Rahner geht in seinem Aufweis sogar noch weiter: Wenn Seelsorge in diesem Sinn unmöglich ist, dann könne auch keine



Berufung zu ihr existieren, denn „eine Berufung zum Sinnwidrigen gibt es nicht“.<sup>13</sup> Somit bestünden weder Möglichkeit noch Sendung zur Seelsorge. Wie aber ist diese Aporie aufzulösen?

In seinem Beitrag weist der Jesuit darauf hin, dass die Freiheitsentscheidung des Menschen letztlich in Gott gegründet ist. Dadurch ergibt sich, „daß diese innere Unzugänglichkeit des sich frei über sich selbst entscheidenden Menschen für Gott wesentlich nicht gilt“. Nach Rahner ist dadurch der Seelsorge eine Möglichkeit des Wirkens eröffnet: „Wenn es also ein Sorgen um diesen Menschen für uns geben soll, muß der nächste Weg in die letzte Verborgenheit des andern der Weg über den unendlich fernen Gott sein, jeder kürzere Weg wäre überhaupt keiner.“ Seelsorge, so könnte man sagen, muss einen „Umweg“ über Gott nehmen: „der seelsorgende Mensch muß den Weg in Gott hinein und muß den Weg von Gott her zum Nächsten finden.“ Dann gelangt Seelsorge „hinter“ die Entscheidungen des umsorgten Menschen“.<sup>14</sup>

Von grundlegender Bedeutung ist dabei, so Rahner, die Liebe, die ein Verstehen der Entscheidungen des anderen ermöglicht, und zwar in tieferer Weise als bloße Rationalität. Durch die Liebe lässt sich ferner das Handeln Gottes in größerem Maße begreifen. Dadurch kann aber Seelsorge auch „Mitsorge sein mit dem sorgenden Gott um das Heil des andern“. Insofern verbindet sich hier menschliche Mit-Seelsorge mit dem „alleinseelsorgenden Gott“. Seelsorge wird hier als Liebe gekennzeichnet: zunächst als Liebe zu Gott und dann mit dessen Liebe sich solidarisierend als Liebe zu den Mitmenschen.<sup>15</sup> Diese so konzipierte Seelsorge zentriert alle Bereiche ihres Wirkens auf die Heilsentscheidung des Menschen; es geht ihr um die „Sorge für die Seelen und ihr ewiges Heil“.<sup>16</sup>

Ohne Zweifel thematisiert Rahner in seinem Beitrag „Weihe des Laien zur Seelsorge“ bedeutsame Fragen einer praktisch-theologischen Theorie, insbesondere die

grundlegende Perspektive, dass jegliche Pastoral das Heil des Menschen im Blick haben muss. Doch es ergeben sich hier gewichtige Anfragen:

Zunächst ist klarzustellen, dass Seelsorge nicht auf das – wenngleich überaus belangvolle – Ziel der Heilsentscheidung des Einzelnen verengt werden darf. Der Pastoral muss es um das umfassend zu verstehende Wohl des *ganzen* Menschen gehen.<sup>17</sup> Gottes Heil soll den Menschen ganzheitlich vermittelt werden, auch etwa im diakonisch-caritativen Bereich. Die Frage der Heilsentscheidung als Antwort des Einzelnen auf diese durch Mitmenschen *zuvor* erfahrbar gemachte Heilssorge Gottes ist, oder besser: sollte demgegenüber nur sekundär sein.

Noch bedeutsamer aber erscheint mir hier eine zweite Rückfrage an Rahner: Der Jesuit entwirft in seinem Aufsatz einen Weg der Seelsorge, der über Gott führt. Wenn es dem Seelsorger auch nicht möglich ist, auf die ureigensten Freiheitsentscheidungen des Mitmenschen Einfluss zu nehmen, so sei Gott als tragender Grund dieser Freiheit davon doch ausgenommen. Hier stoßen wir tief in die Probleme der dogmatischen Gnadentheologie vor: Wie gehen göttliche Allmacht und menschliche Freiheit zusammen? Unser Durchgang durch die biblische Überlieferung hatte gezeigt, dass Gott an den Entscheidungen des Menschen gegen ihn durchaus leidet. Gegen Rahner ist also vorzubringen: Weil Gott den Menschen liebt, achtet er dessen Freiheit; weil er Liebe als freie Antwort des Menschen will, übt er auf dessen Entscheidungen keinen Zwang aus. Eberhard Schockenhoff schreibt dazu: „Die göttliche Liebe erweist ihre Allmacht gerade darin, dass sie mehr als bloße Macht ist und deshalb in keiner Konkurrenzsituation zur endlichen Freiheit des Menschen steht. Die Allmacht der göttlichen Liebe begrenzt sich selbst, um endlicher Freiheit neben sich Raum zu gewähren.“<sup>18</sup>

Wie dies im Einzelnen zu verstehen ist, ob es für Menschen, die sich gegen Gott entschieden haben, nicht doch eine erneute

Chance gibt, wenn sie im Tod Gottes Liebe unverstellt erkennen, wie das unentwirrbare Ineinander von göttlicher Gnade und menschlicher Freiheit zu denken ist, kann und braucht hier nicht weiter ausgeführt werden. Wichtig ist hier vielmehr das Ergebnis, dass das Konzept einer Seelsorge über den „Umweg“ Gott, wie von Rahner entworfen, nicht möglich ist. Die Pastoral muss sich damit begnügen, dass sie verkündend-werbend an den Menschen herantritt, das Vorfeld einer Entscheidung bereitet, nicht aber die eigentliche Wahl für oder gegen Gott abnehmen kann und darf. Sie kann günstige Rahmenbedingungen für einen verantworteten, mündigen Glauben setzen – mehr jedoch nicht.

Dabei weiß sie allerdings Gott an ihrer Seite. Gotthard Fuchs und Jürgen Werbick stellen darum in ihrem Buch „Scheitern und Glauben“ die provozierend klingende Frage: „Kann Gott scheitern?“<sup>19</sup> Und sie antworten darauf mit der Aussage, dass Gott, gerade weil er den Menschen liebt, dies zulässt. Gott scheitert, obwohl allmächtig, „weil er es auf die Menschen ankommen läßt“.<sup>20</sup> „Jeder, der liebt und sich lieben läßt, geht ein Risiko ein ... Gott will Mensch und Welt als wirkliches Gegenüber, als freie Partner. In solchem Zutrauen steckt das Risiko der Freiheit, der Preis der Liebe, eben das Scheitern.“<sup>21</sup> Auch Gott selbst steht also vor dem Rätsel der Verschlussenheit des Menschen. Was aber bedeutet dies konkret für die Pastoral?

### 3. Praktisch-theologische Folgerungen

Folgende, theseartige Impulse können aus den aufgezeigten Überlegungen für die praktisch-theologische Theorie und die pastorale Praxis erschlossen werden:

Grundlegend für die Seelsorge ist die *Achtung der Würde und Freiheit* des menschlichen Individuums. Die Pastoral hat hier Maß zu nehmen am Handeln Gottes: Wie er die Entscheidungen der Menschen aus Liebe respektiert, so hat

auch die kirchlich-christliche Praxis einen liebevollen Blick für die Menschen zu bewahren, auch wenn sie sich ihr verschließen. Zwang und jegliche Art von Bevormundung sind mit einer an dieser Maßgabe Gottes sich orientierenden Seelsorge unvereinbar.

Diese so konzipierte Sicht von Pastoral rechnet darum mit der eigenverantwortlichen Freiheitsentscheidung des Menschen; sie schätzt und fördert sie. Wie in Medizin und Psychologie die freie Mitarbeit des Patienten wesentliche Bedingung für einen erfolgreichen Therapieprozess ist, ist auch Seelsorge *auf die selbstbestimmte Mitwirkung des Menschen angewiesen*, um bei ihm „heilsam“ sein zu können. Die Pastoral hat deshalb die Freiheit des Menschen geradezu zur Voraussetzung.

Die Seelsorge hat darum andererseits, sofern dies noch bestimmend ist, Abschied zu nehmen von utopischen Erwartungen und selbstinduzierten Überforderungen. Überzogene Ziele führen zwangsläufig zu Enttäuschungen und zu Resignation. Eine realistische Seelsorge setzt sich dagegen *erreichbare Optionen*.

Eine wirklichkeitsnahe Konzeption von Seelsorge weiß auch um die *Möglichkeit ihres Scheiterns*, und zwar auch eines Scheiterns, in dem sich keinerlei Sinn mehr erschließt, das also nicht durch nachträgliche Rechtfertigungsstrategien doch noch als legitim erwiesen werden kann.<sup>22</sup> Diese Misserfolge gilt es vielmehr als das auszuhalten, was sie sind: als *sinnlos*. Gerade der Blick auf den scheiternden Gott aber kann helfen, auch solche Entmutigungen zu bewältigen.

Wer diesen Gott an seiner Seite weiß, hofft schließlich auch auf die größeren Möglichkeiten Gottes. Was im menschlichen Bereich misslingt, ist vor Gott noch lange nicht zum Scheitern verurteilt. Insofern ist Rahner doch zuzustimmen, wenn er dies in seinem genannten Beitrag herausstellt. In seinem Aufsatz „Der Christ und seine ungläubigen Verwandten“ verweist der Jesuit im Übrigen nachdrücklich auf das Erbarmen Gottes als Trostgrund für

die wegen ihrer Angehörigen besorgten Gläubigen.<sup>23</sup> Auch eine gescheiterte Seelsorge darf also für die ihr anvertrauten Menschen *mit der Barmherzigkeit Gottes rechnen*.

Wenn ernst genommen wird, dass Gott jeden Menschen liebt, dann kann auch nicht einfach davon ausgegangen werden, dass kirchlich „Fernstehende“ schlicht „gottlos“ wären. Im Gegenteil: Gott begleitet auch ihr Leben und ist in ihrem Leben von Anfang an als anwesend erfahrbar. Die Seelsorge bringt Gott nicht erst zu den Menschen; er ist bei einem jeden längst am Werk. Im Sinne einer mystagogischen Pastoral<sup>24</sup> müsste es vielmehr darum gehen, *diese vielfältigen Gotteserfahrungen aufzudecken* und auf den Horizont des christlichen Glaubens hin transparent zu machen. Umso mehr kann der Seelsorger nicht als bevormundender Betreuer seiner Mitmenschen auftreten; es geht vielmehr um „Begegnung auf Augenhöhe“, weil jeder Mensch bereits eine Geschichte mit Gott besitzt und eben darin „Experte“ ist. Eine einseitig am „Helfermodell“ ausgerichtete, paternalistische Pastoral erfährt hier eine notwendige Korrektur; an die Stelle einer vereinnahmenden Abhängigkeit muss eine begleitende und kommunikative Seelsorge treten.

Obwohl die letzte Heilsentscheidung des Menschen dem pastoralen Handeln entzogen ist, bleibt somit für die Seelsorge dennoch genügend zu tun. Die kirchlich-christliche Praxis hat, wie Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika „*Deus caritas est*“ (Nr. 19) schreibt, „das *ganzheitliche Wohl des Menschen*“ anzustreben und damit seelische wie geistige und materielle Bedürfnisse in den Blick zu nehmen. Hier wird ein Umfeld mit begünstigenden Faktoren für eine Glaubensentscheidung geschaffen – ohne dass jedoch die kirchlich-christliche Hilfe einfachhin von letzterer abhängig gemacht werden dürfte. In der Seelsorge geht es im Gegenteil vorbedingungslos um Vermittlung von Heil für den Menschen in allen seinen Nöten und Belangen.

Seelsorge muss darum *offen, werbend* und *einladend* sein. Attraktivität wird sie dann gewinnen, wenn sie nicht nur auf ihr Scheitern fixiert bleibt. Dies würde unvermeidlich zu Resignation führen, aber auch dazu, bestehende Chancen ungenutzt verstreichen zu lassen. Misserfolge dürfen nicht einfach ausgeblendet werden, ebenso wenig jedoch die wohl gleichfalls sich einstellenden Erfolge. Eine einladende Pastoral weiß um ihre Grenzen, aber sie nimmt eben auch ihre Möglichkeiten wahr – genauso wie Gott dies in seinem Werben um die Menschen tut. Letztlich ist er das Vorbild im Umgang mit resignativen Erfahrungen: Wie er offen bleibt für die Menschen, sich stets neu um sie sorgt und seine ausgestreckte Hand niemals zurückzieht, sondern im Gegenteil hofft, dass sie endlich ergriffen wird, so muss auch die Pastoral auf die Menschen zugehen und sie in ihrer freien Entscheidung zu gewinnen suchen. Die Geduld, Treue und Unverzagtheit Gottes ist Modell und Maßstab, zugleich aber auch Motivation und Quelle des Trostes, wenn es gilt, mit enttäuschenden Erlebnissen in der Seelsorge in rechter Weise umzugehen.

#### Anmerkungen:

- \* Dieser Beitrag geht auf eine Vorlesung an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz zurück. Für die Veröffentlichung wurde der Vortrag überarbeitet und gekürzt.
- <sup>1</sup> Carsten Wippermann – Isabel de Magalhaes, Zielgruppen-Handbuch. Religiöse und kirchliche Orientierung in den Sinus-Milieus® 2005, Heidelberg 2006. – Vgl. inzwischen mit ähnlichen Ergebnissen, nun aber im Blick auf Jugendliche: Carsten Wippermann – Marc Calmbach, Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27. Düsseldorf 2008.
- <sup>2</sup> Klaus Vellguth, Sag mir, wo die Christen sind. Studie zum Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005“, in: AnzSS Nr. 10, 115 (2006), S. 29–38; S. 40f., hier: S. 40.
- <sup>3</sup> Einen Überblick über die bisherige Aufnahme der Studie gibt: Matthias Sellmann, „Lust auf Leute, die anders sind“. Zur Rezeption des Milieuhandbuchs der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle Hamm (KSA) und der Medien-Dienst-

- leistung GmbH München (MDG) „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005“, in: Michael N. Ebertz – Hans-Georg Hunstig (Hg.), *Hinaus ins Weite. Gehversuche einer milieusensiblen Kirche*. Würzburg o. J. [22008], S. 35–44.
- <sup>4</sup> Vgl. dazu: Peter Abel, *Burnout in der Seelsorge*. Mainz 1995; Bernhard Grom, *Ausbrennen. Vom Idealismus zum Überdruß in helfenden und seelsorglichen Berufen*, in: *StZ* 206 (1988), S. 771–782.
- <sup>5</sup> Vgl. dazu v. a.: Jürgen Werbick, Art. Scheitern, in: *LThK* 9 (2000), Sp. 121; Gotthard Fuchs – Jürgen Werbick, *Scheitern und Glauben. Vom christlichen Umgang mit Niederlagen*. Freiburg – Basel – Wien 1991; Gotthard Fuchs, *Scheitert Gott? Theologische Überlegungen in praktischer Absicht*, in: *Conc(D)* 26 (1990), S. 437–443; vgl. ferner: Richard Geisen, *Ethik des Misslingens. Variationen über das Scheitern*, in: *Ethica* 7 (1999), S. 355–381; Karl-Friedrich Wiggermann, *Mit Scheitern leben. Zu einer Praktischen Theologie der Lebensbewahrung sub contrario*, in: *ZThK* 96 (1999), S. 424–438; *Seelsorge zwischen Elan und Resignation* (Themenheft), in: *LS* 43 (1992) (H. 3/4), S. 151–235; Dieter Emeis, *Heilssorge zwischen Heilsangst und Heilsindifferentismus*, in: *Ebd.*, S. 157–160; *Umgang mit Scheitern* (Themenheft), in: *Conc(D)* 26 (1990) (H. 5), S. 353–443; Hans Bernhard Kaufmann, *Am Scheitern leben und glauben lernen*, *Neukirchen-Vluyn* 1987; Yves Congar, *Das Scheitern in christlicher Sicht. Eine theologische Meditation über die Weisheit des Kreuzes*, in: Karl Rahner (Hg.), *Wort in Welt. Studien zur Theologie der Verkündigung* (FG Viktor Schurr). Bergen-Enkheim 1968, S. 285–294. – Häufig wird Scheitern als Chance gesehen, so etwa bei Congar, Kaufmann und Geisen; darauf, dass es jedoch auch sinnloses Misslingen gibt, das nicht in irgendeiner Weise begründet werden kann und darum auch nicht als gerechtfertigt dargestellt werden sollte, verweisen vor allem Wiggermann, Fuchs und Werbick.
- <sup>6</sup> Vgl. Christoph Niemand, *Jesus und sein Weg ans Kreuz. Ein historisch-rekonstruktives und theologisches Modellbild*. Stuttgart 2007 (bes. S. 99–129); Martin Ebner, *Jesus von Nazaret. Was wir von ihm wissen können*. Stuttgart 2007; Gerd Theißen – Annette Merz, *Der historische Jesus. Ein Lehrbuch*. Göttingen 32001;
- <sup>7</sup> Karl Rahner, *Weihe des Laien zur Seelsorge*, in: *ZAM* 11 (1936), S. 21–34; später in: *ders.*, *Schriften zur Theologie*, Bd. 3. Einsiedeln – Zürich – Köln 1956, S. 313–328 (im Folgenden danach zitiert).
- <sup>8</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 313.
- <sup>9</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 313.
- <sup>10</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 313.
- <sup>11</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 315.
- <sup>12</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 316f.
- <sup>13</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 317.
- <sup>14</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 317f..
- <sup>15</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 318–323.
- <sup>16</sup> Karl Rahner, *Weihe*, S. 328.
- <sup>17</sup> Dieter Emeis beschreibt das diesbezügliche Umdenken in der Entwicklung der Pastoraltheologie folgendermaßen: „Eine einseitige Konzentration auf das ewige Heil im Sinne eines ‚Lebens nach dem Tode‘ wurde korrigiert durch eine unterschiedene Aufmerksamkeit für das ‚Leben vor dem Tode‘ (D.[orothee] Sölle) bzw. durch Sorge um das ‚Gelingen des Lebens‘ (A.[dolf] Exeler). Theologisch gibt es einen breiten Konsens, daß weder ‚Heil‘ noch ‚Leben‘ nur ‚diesseitige‘ oder nur ‚jenseitige‘ Wirklichkeiten sein können. Immer geht es um hier und heute anbrechendes ewiges Heil.“ *Ders.*, *Heilssorge*, S. 157.
- <sup>18</sup> Eberhard Schockenhoff, *Theologie der Freiheit*. Freiburg – Basel – Wien 2007, S. 322.
- <sup>19</sup> Gotthard Fuchs – Jürgen Werbick, *Scheitern*, S. 16; S. 43; S. 52. vgl. Gotthard Fuchs, *Scheitert Gott?*
- <sup>20</sup> Gotthard Fuchs – Jürgen Werbick, *Scheitern*, S. 64.
- <sup>21</sup> Gotthard Fuchs – Jürgen Werbick, *Scheitern*, S. 52. – „Gottes Allmacht führt ... nicht dazu, dass sie den Menschen erdrückt, sondern dass sie ihn zur Freiheit und zur geschöpflichen Mitwirkung an seinem eigenen Handeln befreit. Die Unvorsichtigkeit der göttlichen Liebe und ihre Rücksichtslosigkeit sich selbst gegenüber liegt darin, dass dies notwendigerweise die Möglichkeit der Sünde und Verweigerung des Menschen einschließt.“ Eberhard Schockenhoff, *Freiheit*, S. 323.
- <sup>22</sup> Gotthard Fuchs – Jürgen Werbick, *Scheitern*, S. 72–75.
- <sup>23</sup> Karl Rahner, *Der Christ und seine ungläubigen Verwandten*, in: *GuL* 27 (1954), S. 171–184; dann in: *Ders.*, *Schriften zur Theologie*, Bd. 3: *Zur Theologie des geistlichen Lebens. Einsiedeln – Zürich – Köln* 1956, S. 419–439; aufgenommen in: Karl Lehmann u. a. (Hg.), *Karl Rahner. Sämtliche Werke*, Bd. 10: *Kirche in den Herausforderungen der Zeit. Studien zur Ekklesiologie und zur kirchlichen Existenz*. Freiburg u. a. 2003, S. 274–289.
- <sup>24</sup> Vgl. dazu: Stefan Knobloch – Herbert Haslinger (Hg.), *Mystagogische Seelsorge. Eine lebensgeschichtlich orientierte Pastoral*, Mainz 1991; Doris Nauer, *Seelsorgekonzepte im Widerstreit. Ein Kompendium* (Praktische Theologie heute 55). Stuttgart – Berlin – Köln 2001, S. 91–99; Renata Zinkevičiūtė, *Karl Rahners Mystagogiebegriff und seine praktisch-theologische Rezeption* (Pastoralpsychologie und Spiritualität 10). Frankfurt a. M. u. a. 2007 (Lit.).

# Gastfreundliche Gemeinde

## Impulse für Gemeindeentwicklung durch das gemeinsame Handeln von Erwachsenenbildung und Gemeindepastoral am Beispiel Lindlar

---

Eine Möglichkeit, als Kirchengemeinde zukünftig Menschen zu erreichen, die nicht (mehr) glauben, oder keine Kirchenbindung (mehr) haben, besteht darin, gastfreundlich zu sein: Kirche wird als Gemeinschaft und Ort wahrgenommen, zu denen Menschen kommen, ohne zuallererst nach ihrem Bekenntnis gefragt zu werden, sie sind willkommen, wie sie sind. Einen solchen „Zugang“ stellt das Projekt „Lebenswertes Lindlar“<sup>1</sup> dar. Die beiden Autoren dieses Beitrages waren die Initiatoren und vertreten die beiden kirchlichen Handlungsfelder Gemeindepastoral und Erwachsenenbildung.

Das Projekt „Lebenswertes Lindlar“<sup>2</sup> hatte zum Ziel, im Zeitraum vom 1.01.2007 bis zum 31.12.2008 die Ermöglichung bürgerschaftlichen Engagements auf der Grundlage einer Wertereflexion zu erproben. Die Kirchengemeinde trat im Verbund mit dem Katholischen Bildungswerk bewusst als Akteur im Sozialraum auf, um zu einer Öffnung der Kirchengemeinde beizutragen, Verantwortung für das Gemeinwesen zu übernehmen und an kommunalen Zusammenhängen zu partizipieren.

Neben der kommunalen Perspektive war aufgrund der Veranstalter und der beiden Lernbegleiter als Referenzrahmen auch „Kirche und Glaube“ gegeben. So wurde das Tun von „Lebenswertes Lindlar“ als kirchliches wahrgenommen, jedoch nicht als kerngemeindliches.

Folgendermaßen wurde das Projekt Ende des Jahres 2006 beworben:

„Sie haben Werte, die Ihnen Halt geben? Sie wissen, was Ihrem Leben Sinn gibt? Sie möchten diesen Sinn und diese Werte nicht für sich behalten, sondern für Ihren Lebensort in der Gemeinde Lindlar fruchtbar machen? Dann sind Sie richtig beim Projekt

Lebenswertes Lindlar  
Werte – Gemeinschaft – Nachhaltigkeit.

Machen Sie sich mit anderen engagierten Personen aus Lindlar auf den Weg, gemeinsam etwas zu bewegen. Sie erhalten die Gelegenheit, sich in der Gruppe intensiv mit Werte- und Sinnfragen zu beschäftigen. Sie werden entscheiden, was unternommen werden kann, um Ihre Werte in das Gemeinwesen einzubringen. Projekte und Aktivitäten werden aus diesen Prozessen hervorgehen, die nachhaltig wirken werden [...]“

### Der Projektverlauf bis zum 31.12.2008

Im Januar 2007 fanden sich 29 Personen zur Projektgruppe zusammen. Fast alle waren in ihrem Leben christlich sozialisiert worden, mittlerweile jedoch teilweise kirchlich distanziert. Diese Gruppe machte sich zunächst für zwei Jahre auf den Weg gemeinsamen Nachdenkens und Handelns. Die Beschäftigung mit der Frage nach den eigenen Werten, nach dem eigenen Sinnhorizont, nach Tugenden stand am Anfang.

Im Fortgang der Reflexionsphase folgte eine sozialräumliche Annäherung an Lindlar: eine Beschäftigung mit der Sinus-Milieu-Studie und eine Erhebung zu bereits bestehenden Initiativen bürgerschaftlichen Engagements. Im Spätsommer 2007 wurden die Mitwirkenden aufgefordert, eigene Ideen vorzustellen und zur Beteiligung einzuladen. Sieben Teilprojekte kultureller, ökologischer und sozialer Prägung wurden schließlich in Angriff genommen:

Soziale Dienstleistungsbörse  
Patentprojekt für Jugendliche zwischen  
Schule und Beruf  
(Fair-) Café als Kontaktbörse, Kompetenz-  
börse, sozialer Treffpunkt  
Offenes Atelier für Frauen  
Umweltprojekt „NaturZeit“  
„Garten der Sinne“ – Umgestaltung von  
Park Plietz  
Spieletreff

In den folgenden Monaten und im gesam-  
ten Jahr 2008 wurde an diesen Projektideen  
gearbeitet, die in Lindlar publik wurden, so  
dass weitere Mitstreiter/innen gewonnen  
werden konnten. Gleichzeitig zogen sich  
nicht wenige der ursprünglich 29 Personen  
aus dem Projekt zurück. Heute sind es noch  
14 Personen der Ursprungsgruppe, die wei-  
terhin engagiert sind.<sup>3</sup>

## Der Gruppenprozess zwischen Steuerung und Selbstorganisation

Das lernbegleitende Tandem musste so-  
wohl Rahmenbedingungen setzen und er-  
klären als auch den Prozess aufmerksam  
ausbalancieren. Dabei versuchte das Tan-  
dem, Prinzipien des Selbstorganisierten  
Lernens (SOL) anzuwenden und wesentli-  
che Prozesse durch die Gruppe selbst steu-  
ern zu lassen.

Diese bestand aus bereits in unterschiedli-  
chen sozialen Bezügen engagierten Per-  
sonen. Die Fähigkeit zur Selbstbestim-  
mung, zum Einbringen und Aushandeln  
eigener Interessen in der Gruppe waren  
tendenziell vorhanden und wurden durch  
den Projektverlauf weiter entwickelt.

Zur Strukturierung bzw. zur Gestaltung  
des didaktischen Rahmens wurde die  
Selbstbestimmungstheorie der Motivation  
nach Deci & Ryan zugrunde gelegt. Sie  
stellt für Bildungsprozesse heraus, dass  
dort, wo Personen sich mit ihren Fähigkei-  
ten („Kompetenz“) in eine Gruppe („Gemein-  
schaft“) einbringen, und diesen  
Gruppenprozess mitgestalten können  
(„Autonomie“), das höchste Maß an Lern-  
motivation entsteht.

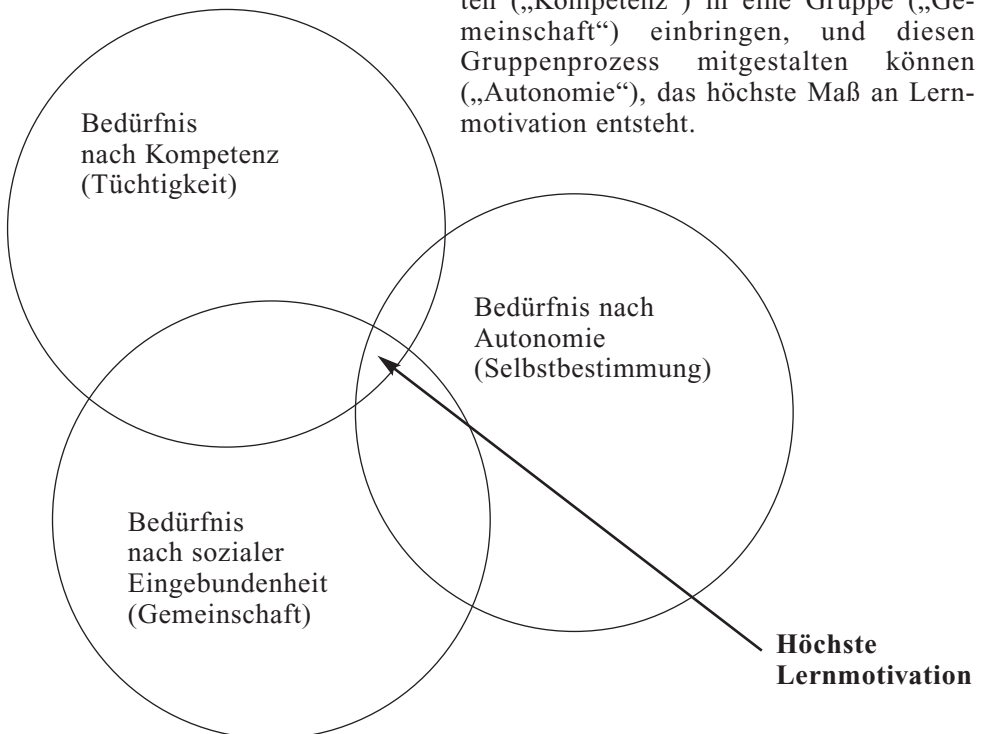


Abb. 1 Selbstbestimmungstheorie der Motivation nach Deci & Ryan 1993<sup>4</sup>

Die Motivationstheorie hat sich in unterschiedlichen Bildungskontexten als belastbares didaktisches Mittel erwiesen und ihre Nützlichkeit auch im Rahmen von „Lebenswertes Lindlar“ unter Beweis gestellt.

## **Der Fortgang nach dem offiziellen Projektende**

Das Projektende war zum 31.12.2008 erreicht. Das Bildungswerk bietet seitdem eine Unterstützung im Rahmen seiner üblichen Arbeit an. Gleichzeitig blieb der Vertreter der Gemeindepastoral als Ansprechpartner im engeren Kontakt mit der Gruppe. Folgende Projekte werden weiterhin verfolgt: Offenes Atelier für Frauen, NaturZeit, Spieletreff sowie Patenprojekt für Jugendliche zwischen Schule und Beruf.<sup>5</sup>

Bis heute bleibt die „Gruppe der 14“ aktiv, trifft sich regelmäßig im Forum internum und veranstaltet offene Bildungsabende.<sup>6</sup> Neue Aktivitäten sind entstanden, wie etwa die Ausbildung von Lesepaten im ortsansässigen Katholischen Familienzentrum.

Nach wie vor ist die Frage offen, welche Verfasstheit, welche Struktur sich die Gruppe geben soll. Diskutiert wurden Vorschläge von der Gründung einer Bürgerstiftung bis hin zu einer Art ‚Club‘, dessen Mitglieder in dem gewohnten Rahmen der Projektwerkstatt unter sich bleiben. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage nach einer stärkeren Verknüpfung von Projektgruppe und Kirchengemeinde. Wie kann diese erfolgen und ist eine solche Verknüpfung wünschenswert?

## **Kirchliche Themen in der Gruppenarbeit**

Bis heute liegt eine solche Verknüpfung über die Person des Gemeindeferenten vor. Die Bereitschaft seitens der kirchenkritischen Projektteilnehmer(innen), sich christlichen und kirchlichen Themen zu öffnen, wurde zu Beginn durch die Verwun-

derung darüber befördert, dass Kirche ein solches Projekt, in seiner kommunalen Perspektive, Ergebnisoffenheit und Experimentierfreudigkeit, anbietet. Der in der Ausschreibung genannte reflexive Zugang sprach die späteren Teilnehmer(innen) an und ermöglichte die Behandlung religiöser Themen. Die kirchennahen Teilnehmer(innen) konnten in diesem Kontext ihren Glauben und ihre Kirchlichkeit ins Gespräch bringen und den kirchenkritischen Teilnehmer(inne)n einen neuen Zugang zu Kirche eröffnen.

Im Prozessverlauf war es zudem möglich, spirituelle Akzente zu setzen, etwa durch gemeinsame Adventfeiern. Elemente von Besinnung und Meditation wurden in die regelmäßigen Projektabende integriert.

Diese Verbindung von Bildung und Spiritualität, wird bis heute lebendig gehalten. Jüngste Früchte sind ein Seminar zu Peter Zumthors Bruder Klaus-Kapelle in der Eifel sowie ein Halbjahresthema im Herbst 2009 zum Thema Leben im Alter, in dessen Verlauf die Arbeit mit biblischen Texten sowie die Behandlung der Inhalte in christlicher Perspektive ansteht.

## **Gastfreundliche Gemeinden mit missionarischer Ausstrahlung**

Vor dem Hintergrund der facettenreichen und durchaus dynamischen Arbeit (in) der Gruppe ist dieses Projekt an der Schnittstelle von kirchlicher und politischer Gemeinde als missionarisches Handeln von Kirche zu begreifen. Neue Formen der Gemeindebindung werden erprobt, auch des Engagements von Kirche und von Christen.

Entscheidend ist, dass die kirchlich Verantwortlichen Bedingungen dafür geschaffen haben, dass sich Menschen, die sich nicht über ihr Bekenntnis unmittelbar mit der Gemeinde identifizieren, willkommen heißen fühlen. Diese „Gastfreundschaft ist eine Grundhaltung einer missionarischen Pastoral“.<sup>7</sup>

Die „Gäste“ einer missionarischen Pastoral können ihre Nähe zur Gemeinde selbst

festlegen und die Kontexte Ihrer Anwesenheit und Ihres Engagements mitbestimmen. Im Engagement haben sowohl Selbstentfaltung als auch Mitgestaltung ihren Platz. Der Kontakt kann zeitlich befristet sein und ist an keine Mitgliedschaft gebunden.

Mit diesen Aspekten sind Bedingungen erfüllt, Menschen überhaupt – ob in Kirche oder kommunalen Strukturen – zu erreichen und in Engagement und Ehrenamt zu binden.

Zweifellos ist die Gefahr gegeben, dass eine Spannung entsteht zwischen dem Autonomiewillen von Gästen, d.h. von Teilnehmenden selbstorganisierter Bildungsprozesse einerseits und dem Steuerungswunsch einer Gemeindeleitung andererseits. In der Vermittlung zweier unterschiedlicher Kommunikationskulturen liegt eine große Herausforderung. Dabei kommt den leitend Handelnden eine Wächterfunktion zu. Kirche ist kein Beliebigkeitsraum. Wohl aber heißt sie in der Weite des Evangeliums Menschen willkommen und unterbreitet Angebote zur Selbstreflexion, zur Vergemeinschaftung und zu Aktivitäten. Sie ermöglicht, sie bietet dabei ihre Botschaft an, belehrt aber nicht.

Dabei sieht die Gemeinde(leitung) selbstbewusst und gelassen und im Vertrauen auf den Heiligen Geist dem Punkt entgegen, wo solcherart angesprochene Menschen Fragen nach Gott und nach der Gemeinschaft der Gläubigen formulieren.

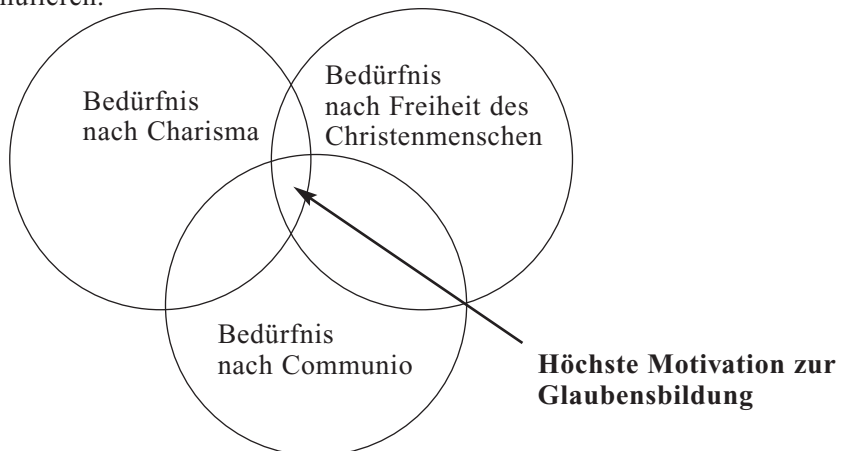
Entscheidend ist die Einsicht, dass sich dort, wo eine Gemeinde in dieser Form offen und gastfreundlich ist, das Evangelium Jesu Christi Gestalt gewinnt.

Der Weg bleibt frei, sich enger an die Kerngemeinde anzubinden, um stärker über den Glauben zu reflektieren, den Glauben mit anderen Gemeindegliedern zu leben und ihn in der Liturgie gemeinsam zu feiern.

### **Die Motivationstheorie theologisch interpretiert**

Auf diesem skizzierten Weg kann ein erneuter Blick auf die Motivationstheorie von Deci & Ryan hilfreich sein. Diese bietet Anknüpfungspunkte für eine Übertragung auf religiös-theologische Bildungsprozesse.

Die Frage, die sich für gemeindepastorale Kontexte stellt, lautet: In welcher Weise lassen sich Menschen motivieren, über ihren Sinn- und Glaubenshorizont nachzudenken, sich mit anderen darüber auszutauschen und daraus optimalerweise ein Engagement bzw. eine Glaubenspraxis erwachsen zu lassen? Eine mögliche Antwort ergibt sich, wenn die Begriffe der Selbstbestimmungstheorie der Motivation theologisch aufgeladen werden. So wäre statt von „Autonomie“ von der „Freiheit“ zu sprechen, statt von „Kompetenz“ von „Charisma“ und statt von „Gemeinschaft“ von „Communio“.





An dieser Stelle können die drei Begriffe Charisma, Freiheit und Communitas nicht in ihrer theologischen Tiefe ausgeleuchtet werden. Es ist aber auffällig, dass die von Deci & Ryan angeführten Bedürfnisse ihr jeweiliges theologisches Korrelat besitzen, die zusammengenommen mitten hinein führen in pastoraltheologische Überlegungen: Dort, wo Christen sich in der Gemeinschaft der Glaubenden aufgehoben wissen (vgl. Mt 28,20) und sich mit ihren Charismen (vgl. 1 Kor 12) als von und zu Gott befreite Menschen einbringen können (vgl. z.B. 1 Kor 7,22, 2 Kor 3,17, Gal 5,1), entsteht die höchste Motivation zur Auseinandersetzung mit dem Glauben und somit die Ermöglichung einer Glaubenspraxis.

### **Ausblick: Ermöglichungsraum Gemeinde**

Vor dem Hintergrund der positiven Erfahrungen von „Lebenswertes Lindlar“ können folgende Thesen die mit einem solchen Projekt gegebenen Horizonte skizzieren:

1. Es ist möglich, Menschen langfristig für existenzielle Fragen zu interessieren und in einen Austausch über Werte, Sinnhorizonte und Glauben zu führen.
2. Es ist möglich, als Kirche diesen Kontext zu eröffnen und die Erschließung von Sinnhorizonten nicht anderen, neu-religiösen oder kommerziellen Anbietern zu überlassen.
3. Es ist möglich, Menschen auf Dauer zu binden und einen Prozess über mehrere Jahre zu eröffnen, der in eine Praxis mündet.

Ist es auch möglich, diese Praxis in kern-gemeindliche Aktivitäten einzubinden und damit Kirchengemeinden nachhaltig zu öffnen und zu verlebendigen? Dieser Nachweis wäre noch zu führen. In diesem Sinne hilfreich wären weitere Projekte nach dem Zuschnitt von „Lebenswertes Lindlar“, in deren Verlauf die Potenziale selbstgesteuer-

ter Bildungsprozesse in Anbindung an die Kirchengemeinde erprobt würden.

### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> „Lebenswertes Lindlar“ war eine lokale Werkstatt im Rahmen des Projekts „lebens-wert? Lernort Gemeinde. Ansätze einer Bildung für nachhaltige Entwicklung“, das von der Katholischen Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (KBE) konzipiert und durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wurde. Infos unter [www.kbe-bonn.de/lebenswertlernort-gemeinde.html](http://www.kbe-bonn.de/lebenswertlernort-gemeinde.html). Siehe auch die Projektpublikation Mörchen, Annette; Tolksdorf, Markus (Hg.): Lernort Gemeinde. Ein neues Format der Erwachsenenbildung. Bielefeld 2009.
- <sup>2</sup> Lindlar liegt ca. 25 km östlich von Köln im Bergischen Land. Die Gemeinde besteht aus dem Hauptort Lindlar sowie sechs umliegenden Kirchdörfern. Lindlar hat 22.500 Einwohner. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist katholisch, 20 % gehören der evangelischen Kirche an, 16 % bekennen sich zu anderen Weltanschauungen, wobei der größere Teil dieser Gruppe auf Muslime entfällt.
- <sup>3</sup> Eine Befragung derjenigen, die aufgegeben hatten, hat ergeben, dass 13 der 15 Personen aus privaten oder beruflichen Gründen ausgestiegen waren. Zwei Personen gaben projektspezifische Gründe an.
- <sup>4</sup> In der Weiterentwicklung dieses Modells wurde durch Kasser das „Bedürfnis nach Sicherheit“ als eine vierte Dimension hinzugefügt, die sich insofern von den anderen unterscheidet, als sie die übrigen drei umfängt; vgl. Kasser, Tim: Selbstbestimmungstheorie der Werte/The Need for Safety/Security. Ottawa 2004.
- <sup>5</sup> Die anderen Projekte wurden aus unterschiedlichen Gründen aufgegeben. Zum Teil aus persönlicher Überforderung („Faircafé“), zum Teil aufgrund von Widerstand durch etablierte Gruppen und Personen in der politischen Gemeinde („Garten der Sinne“).
- <sup>6</sup> Damit wird eine Tradition aus dem Projektzeitraum weitergeführt, in dem ein- bis zweimal pro Halbjahr offene Veranstaltungen durchgeführt wurden.
- <sup>7</sup> Zulehner, Paul M.: Kirche umbauen – nicht totsparen. Ostfildern 2004.

# Paulus und das Geld

## Wie Kontrolle Vertrauen möglich macht<sup>1</sup>

„Paulus und das Geld“, das ist auf den ersten Blick kein offenkundiges Thema. Paulus hat sich um vieles gekümmert. Er hat die frohe Botschaft unter die Heiden des damaligen Römischen Reiches getragen. Er hat Gemeinden gegründet. Aber Geld?

Auch bei Paulus finden wir das Thema, den Umgang mit dem Geld, häufig: Im Ersten Korintherbrief lesen wir im 9. Kapitel von der Selbstverständlichkeit, dass die Apostel, wenn sie ihre Frauen mit sich führen und umherreisen, von den Gemeinden einen entsprechenden Lohn und eine Versorgung bekommen. Gleichwohl warnt er im Zweiten Korintherbrief vor dem Missbrauch dieser Vorgehensweise, wenn er sich gegen eine Verkündigung um Geld wehrt. Wohl gemerkt, Paulus hat nichts dagegen, dass man für die Verkündigung des Evangeliums Geld einnimmt: Der Arbeiter ist seines Lohnes Wert. Allerdings verweist er darauf, dass er selbst nie Geld mit der Verkündigung des Evangeliums verdient hat.

Im Zweiten Korintherbrief aber sagt er im 2. Kapitel im siebzehnten Vers: Wehe denen, die das Evangelium um Geld verschachern. Es war damals offenkundig und gäbe, dass es Leute gab, die erzählten das, was die Leute hören wollten und nahmen damit Geld ein.

## 1. Die Kollekte des Paulus für die Jerusalemer Urgemeinde<sup>2</sup>

Sein zentrales Thema, das unmittelbar mit seinem apostolischen Wirken und mit seiner Art, das Evangelium unter die Völker zu bringen, verbunden ist, war aber das große Kollektenwerk, die große Sammlung für die Armen in Jerusalem. Was hat es mit dieser Kollekte auf sich?

### *a) Der theologische und historische Kontext der Kollekte*

Christus starb in Jerusalem am Kreuz. Er hatte die zwölf Apostel berufen. Die Apostelgeschichte erzählt aber auch, dass es nach Pfingsten einen Siebenerkreis in Jerusalem gab, die sieben Diakone, die dafür ausersehen waren, in besonderer Weise für die Armen zu sorgen. Bei näherem Hinsehen ist festzustellen, dass diese Männer ausschließlich griechisch klingende, hellenistisch Namen tragen. Wahrscheinlich spiegelt sich hinter diesen sieben Namen und der daraus resultierenden Tatsache, dass es eben einen Siebener- und einen Zwölferkreis gab, schon ein Grundkonflikt bzw. eine Grundkonstellation des frühen Christentums wider. Wenn man historisch in diese Zeit hineinschaut, ist festzustellen, dass es nicht nur ein frühchristliches jüdisch geprägtes Zentrum in Jerusalem gab, sondern ein zweites hellenistisch geprägtes in Antiochien. Die dort ansässigen Christen zeichneten sich durch eine besondere, tempelkritische Haltung aus, die den Jerusalemer Urchristen so nicht zu eigen war. Außerdem waren sie aufgrund dieser Tempelskepsis und der damit verbundenen Tora-, d.h. Gesetzeskritik, der Ansicht, man könnte Heiden taufen, ohne sie zu beschneiden. Wie kam es zu dieser Auffassung?

Es gab eine Grundproblematik im frühen Christentum: die des Kreuzes. Dass Jesus Christus am Kreuz gestorben ist, war und ist ein Skandal (man kann sich heute eigentlich nur wundern, dass wir Kreuzzeichen schlagen und auf Kreuze schauen,

ohne dass es uns einen Schauer über den Rücken treibt). So erwähnt Cicero einmal, dass die Kreuzigung „die grausamste und schändlichste aller Hinrichtungen“<sup>3</sup> wäre. Die Kreuzigung war deshalb eine Sklavenstrafe. Auch nicht-römische Schwerverbrecher wurden gekreuzigt. Niemals aber Römer. Wie konnte es sein, dass der Sohn Gottes ausgerechnet diesen Tod stirbt? Diese Frage muss man als Christ erklären. Die Bedeutung dieser Frage wird deutlich, wenn man in die frühchristliche Bildgeschichte schaut: Im frühen Christentum finden sich so gut wie keine öffentlichen Kreuzigungsdarstellungen. Die älteste, für heute greifbare, findet sich in Santa Sabina in Rom auf der Portaltür. Man hat vorher keine Kreuzigungsszenen dargestellt aus Scham vor dem, was sich da ereignet hat.

Die Problematik, dass der Sohn Gottes den Sklaventod am Kreuz stirbt, musste theologisch bewältigt werden, und diese theologische Antwort finden wir bei Paulus. Ob er sie selbst gefunden hat oder ob er sie bei seinen Lehrmeistern erworben hat - aus seinen biografischen Angaben im Galaterbrief ist bekannt, dass er in Antiochien eine Lehrzeit durchlaufen hat - soll einmal dahingestellt sein. Paulus fasst die Lösung der Kreuzesfrage in 2 Kor 5,21 folgendermaßen zusammen: Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir Gerechtigkeit Gottes würden in ihm. Was meint Paulus mit dem für unsere Ohren so kryptisch klingenden Satz?

Eigentlich ist es relativ einfach. Paulus und auch die Antiochener waren folgender Ansicht: In Christus ist Gott auf eine so totale Weise Mensch geworden, hat sich Gott so total mit dem Menschsein identifiziert, dass er nicht einfach so in den Himmel hätte auffahren können. Nein, er *musste* sterben. Weil Gott sich aber total mit *jedem* Menschen identifizieren wollte - auch mit dem Sklaven und Schwerverbrecher -, konnte er auch nicht irgendeinen Tod sterben. Er *musste* den niedrigsten und schlimmsten aller Tode sterben, sodass Paulus sagen kann: Er *musste* am Kreuz sterben. Er hatte gar keine andere Wahl.

Gott lässt Jesus Christus aber nicht im Tod. Er erweckt ihn von den Toten auf. Deswegen können jetzt alle Menschen, mit denen Gott sich ja identifiziert hat, auch die Hoffnung haben, zu Gott zu kommen. Es gibt keine Vorbedingungen mehr. Und dieses Fehlen von Vorbedingungen, um zu Gott zu kommen, ist der Grundkonflikt zwischen Antiochien und Jerusalem. Er äußert sich darin, dass Paulus das gesetzesfreie Evangelium verkündet. In Jerusalem war man der Ansicht, dass man, um durch die Taufe Christ zu werden, vorher beschnitten werden, sprich Jude werden und sich damit auf die 613 Ge- und Verbote der Tora verpflichten muss. In Antiochien lehnte man das grundsätzlich ab: Christus ist doch gerade deswegen gestorben, damit man diese Vorbedingungen *eben nicht* erfüllen muss.

#### *b) Die Vereinbarung auf dem Apostelkonzil*

Paulus reist, bevor er seine große Missionstätigkeit anfängt, nach Jerusalem, um den Jerusalemer „Angesehenen“, wie er sie Gal 2,2.6 nennt, sein Evangelium vorzulegen, damit er nicht in die Irre geht (vgl. Gal 2,2). Man erkennt daran ein grundlegendes Bemühen des Paulus um eine kirchliche Einheit. Er möchte keine Kirche neben der Kirche gründen. Man spürt aber auch, dass die Jerusalemer Apostel eine Art Führungsposition schon innehatten. So findet das erste Apostelkonzil in Jerusalem statt, und man einigt sich darauf, dass Petrus, wie Paulus es ausdrückt, zu den Juden gehen und ihnen das Evangelium verkünden soll, während Paulus zu den Heiden gehen möge und diese Heiden taufen kann, ohne dass vorher eine Beschneidung stattfindet (vgl. Gal 2,7).

Es gibt nach Paulus nur eine einzige Bedingung, die er Gal 2,10 wiedergibt, nämlich: „Nur sollten wir an ihre Armen denken“, und er fügt hinzu: „und das zu tun, habe ich mich eifrig bemüht“. Hinter diesem Satz verbirgt sich eine groß angelegte Sammlung, auf die Paulus sich verpflichtet hat. Diese Sammlung sollte er in

den von ihm gegründeten Gemeinden durchführen, um das Geld der Jerusalemer Urgemeinde zur Verfügung zu stellen, der es offenkundig wirtschaftlich nicht gut ging. Man war aber in der frühen Kirche zu neutestamentlicher Zeit wohl der Meinung, dass diese Gemeinde unterstützt werden musste, weil sie doch an dem Ort existierte, an dem das eigentliche Heilsgeschehen stattgefunden hatte.

### *c) Die Bedeutung der Kollekte für die paulinische Missionstätigkeit*

Die Kollekte war also auch ein äußeres Zeichen der Einheit und der Gemeinschaft zwischen Juden- und Heidenchristen. Dass diese Vereinbarung des Apostelkonzils nicht ohne Sprengstoff war, erlebt Paulus schon kurze Zeit nach dem Apostelkonzil, als er Petrus in Antiochien trifft, und Petrus aufgrund einer Intervention der sog. „Jakobsleute“ die ursprünglich geübte Mahlgemeinschaft mit den Heiden aufgrund der Gebote der Tora verweigert. Im Galaterbrief heißt es, dass der Paulus dem Petrus ins Angesicht hinein widerstand (vgl. Gal 2,11).

Dieses Erlebnis in Antiochien, dieser paulinisch-petrinische Konflikt mag dann auch eine Grundangst in Paulus ausgelöst haben, was den Erfolg seiner Kollektenmission angeht. Auf der einen Seite musste diese Kollekte ein großer Erfolg werden, damit man in Jerusalem merkte: Ja, die heidenchristlichen Gemeinden suchen die Einheit mit der Jerusalemer Urgemeinde. Auf der anderen Seite hören wir aber auch im 15. Kapitel des Römerbriefes von der großen Sorge des Paulus, ob seine Sammlung in Jerusalem überhaupt angenommen würde (vgl. Röm 15,30–33). Denn dieses Geld, von Heiden gesammelt, war aus judenchristlicher Sicht unrein. Man hätte es also nicht annehmen dürfen, ohne sich unrein zu machen. Nimmt man es aber an, ist das ein unwiderlegbarer Beweis für die brüderliche Einheit heiden- und judenchristlicher Gemeinden.

Was im Endeffekt aus dieser Kollekte geworden ist, ob sie in Jerusalem angenom-

men worden ist oder nicht, erfahren wir nicht mehr. Die Exegeten streiten sich darüber, denn Lukas berichtet in seiner Apostelgeschichte nichts davon, ob diese Kollekte angenommen worden ist. Daher folgern die einen, er schweige darüber, weil das Kollektenwerk letzten Endes erfolglos geblieben ist. Die anderen sagen: Er hat es ja nach 70 nach Christus geschrieben, also nach der Zerstörung Jerusalems, als die judenchristliche Urgemeinde in Jerusalem nicht mehr existierte, und möglicherweise war diese Fragestellung schlicht und ergreifend mittlerweile obsolet geworden.

Aus den Paulus-Briefen ist immer wieder zu erfahren, mit welchem Herzblut er diese Kollekte betrieben hat. Im Galaterbrief hört man von dem Auftrag allgemein, im Philipper-Brief, den er an eine Gemeinde schrieb, mit der er sehr freundschaftlich verbunden war, schreibt er: Mit euch bin ich auf Geben und Nehmen verbunden (Phil 4,15). Die Korintherbriefe beschreiben hingegen, dass es um die Kollekte und den Umgang mit Geld zu einem erheblichen Konflikt mit einem schwer ausräumbaren Vorwurf gekommen ist.

### *d) Paulus und die Korinther – ein schwieriges Verhältnis*

Was treibt den Paulus mit diesen Korinthern um? Korinth war eine Hafenstadt, strategisch günstig gelegen am Peloponnes, eine flirrende Stadt. Man schätzt sie etwa auf 250.000 Einwohner, ein Schmelztiegel, in dem alles zusammenkam. In dieser Stadt hat Paulus eine Gemeinde gegründet, die man auf etwa 250 Mitglieder schätzt.

Diese Gemeinde war äußerst schwierig. Paulus hat in dieser Gemeinde sein Evangelium verkündet, aber diese Gemeinde hat vieles sehr überinterpretiert. Nicht nur, dass es dort zu wahren Exzessen, die dem vermeintlichen Wirken des Heiligen Geistes zuschrieb und gegen die Paulus sich im Ersten Korintherbrief wendet. Nein, man hat auch die Gesetzesfreiheit, die Paulus ja verkündigt hat, in dem Sinne interpretiert: „Wenn wir schon erlöst sind, dann können

wir auch leben, als wenn es keine Einschränkungen mehr gibt.“ Dieser Auffassung stellt Paulus sich im Ersten Korintherbrief vielfältig entgegen.

Im Ersten Korintherbrief hören wir aber auch im 16. Kapitel: Nur eine kurze Mahnung, das Kollektenwerk auch entsprechend durchzuführen. In Korinth gab es also Schwierigkeiten an verschiedenen Stellen. Daher verwundert es nicht, dass Paulus die Gemeinde nach seinem Gründungsbesuch ein zweites Mal visitiert hat. Und auf diesem zweiten Besuch muss es einen Vorfall gegeben haben, auf den der Zweite Korintherbrief zurückblickt.<sup>4</sup> Es hat einen Menschen gegeben, auf Griechisch steht da nur das Wörtchen „*tis*“ (2 Kor 2,5). Das könnte man im Deutschen übersetzen mit „irgendjemand“, „derjenige, welcher“. Die Korinther wussten schon, wer es war. Das maskuline Genus des Wörtchens „*tis*“ kennzeichnet ihn als männlich. Es muss also einen Mann gegeben haben, der hat dem Paulus erstens vorgeworfen: „Deine Briefe sind ja stark geschrieben, aber als Redner bist du eine schwache Figur.“ Und das Zweite war: „Das Geld, das du hier bei uns einsammeln willst, steckst du dir doch nur in die eigene Tasche. Du tust so, als wenn du von deiner eigenen Hände Arbeit lebst.“ Das hatte er bereits im Ersten Korintherbrief geschrieben: „Die Apostel, die haben ein Recht auf Lohn und eigentlich ich auch, aber ich nehme ja gar nichts von euch. Ich habe all das nicht in Anspruch genommen“ (vgl. 1 Kor 9,15). Paulus war Zeltmacher und hat von dieser Arbeit gelebt.

Paulus war durchaus eine impulsive Persönlichkeit, und wie man das bei solchen Menschen häufig erlebt, war er zugleich äußerst sensibel. Das könnte auch auf Paulus zutreffen. So ist er nach dem sog. „korinthischen Zwischenfall“, wie er im Zweiten Korintherbrief selbst schreibt, überstürzt aufgebrochen und bei Nacht und Nebel nach Ephesus gereist.

Jetzt schreibt er von Ephesus aus erneut Briefe an die Korinther.<sup>5</sup> Eine besondere Rolle spielt das in 2 Kor 1–9 vorliegende

Schreiben, mit dem er das unterbrochene Kollektenwerk wieder in Gang bringen will. Das kann er nur, wenn er das verloren gegangene Vertrauen – denn dieser Vorwurf ist ja in der Öffentlichkeit passiert – wiederherstellen kann.

Er kündigt in diesem Schreiben seinen dritten Besuch an. Bevor er aber selbst kommt, schickt er seinen Mitarbeiter Titus mit dem Brief nach Korinth, um das begonnene Werk zu Ende zu führen. Ephesus liegt einige hundert Kilometer weiter östlich. Dazwischen befindet sich die Ägäis. Man musste also entweder wochenlang über den Landweg marschieren oder doch eine beschwerliche und gefährliche Seereise auf sich nehmen.

## **2. Kontrolliertes Vertrauen – die paulinische Strategie zum Umgang mit Geld**

Paulus musste sich also gut überlegen: „Wie verfasse ich diesen Brief? Welche Strategie schlage ich ein angesichts dieses Dilemmas?“ – ein Dilemma, das er selbst durch seine überstürzte Abreise mitverursacht hat. „Welche Strategie hilft, jetzt doch noch die Kollekte entsprechend zuwege zu bringen?“ Und er baut eine wunderbar gegliederte, sehr diffizile Argumentation auf, in der er erst über die Bedeutung des Evangeliums für die Korinther referiert und warum es auf keinen Fall dazu kommen darf, dieses Evangelium zu verraten – und sie würden es verraten, wenn sie ihrem Gründungsvater, sprich ihm selbst als Paulus, abspenstig würden.

Schließlich kommt er dann in 2 Kor 8f, nachdem er sich gewissermaßen brieflich zumindest einseitig mit den Korinthern versöhnt hat, auf das eigentliche Thema zu sprechen kommt: den notwendigen Abschluss der Kollekte.

Hier erweist sich Paulus als ausgesprochener Meister der Rhetorik.<sup>6</sup> Zuerst nämlich stellt er den Christen in Korinth, die Christen in Makedonien, also in Philippi und Thessaloniki, als Vorbild dar. Dort lief die

Kollekte ausgesprochen gut. Paulus hält den Korinthern aber auch den „Gegenwert“ vor, den die Makedonier von der Jerusalemer Gemeinde empfangen. Worin dieser Gegenwert in Jerusalem besteht, davon wird er später schreiben.

Im Anschluss an diese etwas spezielle „*Motivation durch Neiderregung*“ stellt Paulus seinen Mitarbeiter Titus als seinen Generalbevollmächtigten vor. Er gibt außerdem Anweisungen, wie die Kollekte jetzt durchgeführt werden soll. Im Hintergrund steht dabei immer der Vorwurf, Paulus wirtschaftete alles in seine eigene Tasche. Er muss also vorsichtig vorgehen. So gibt er den Korinthern die Empfehlung, nur das zu geben, was möglich ist. Auch wenn die armen Makedonier doch über die Maßen gegeben haben, brauchen die Korinther so weit es gar nicht kommen zu lassen. Es reicht, wenn jeder das gibt, was ihm möglich ist.

Das Ziel ist der große Ausgleich, von dem er im 2 Kor 8,5 Folgendes sagt: „Wer viel gesammelt hatte, hatte nicht zu viel und wer wenig, hatte nicht zu wenig.“ Paulus zitiert damit aus dem Buch Exodus die Situation, in der Gott seinem Volk, das in der Wüste unterwegs war, das Manna gibt. Dieses Manna wurde eingesammelt. Wer viel hatte, hatte nicht zu viel. Wer wenig hatte, hatte nicht zu wenig, weil es einen inneren Ausgleich gibt. Sprich, wer viel hat, soll auch viel geben. Wer wenig hat, braucht nur wenig zu geben. Letzten Endes zählt das Ergebnis der Gesamtgemeinde.

Paulus geht jetzt den nächsten Schritt und stellt dar, wie er mit dem Geld umzugehen gedenkt. Weil es sich hierbei um den Kern der Frage nach dem Umgang mit Geld dreht, soll hier der Gesamtpassus 2 Kor 8, 16–24 vor Augen geführt werden:

*„Dank sei Gott, der den gleichen Eifer für euch auch Titus ins Herz gelegt hat, denn Titus war mit meinem Vorschlag einverstanden, und sein Eifer war so groß, dass er aus eigenem Entschluss gleich zu euch abreiste. Zusammen mit ihm haben wir den Bruder geschickt, der wegen seiner Verkündigung des Evangeliums in allen Gemeinden An-*

*erkennung findet und außerdem von den Gemeinden dazu bestimmt wurde, unser Reisegefährte zu sein, wenn wir diese Liebesgabe zur Ehre des Herrn und als Zeichen unseres guten Willens überbringen. Denn angesichts der großen Spende, die von uns überbracht werden soll, möchten wir vermeiden, dass man uns verdächtigt. Es liegt uns nämlich daran, dass alles einwandfrei zugeht, nicht nur vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen. Wir haben aber mit den beiden noch einen weiteren Bruder geschickt, dessen Eifer wir vielfach und bei vielen Gelegenheiten feststellen konnten und der sich in diesem Fall noch eifriger zeigt und weil er viel von euch erwartet. Was nun Titus angeht, er ist mein Gefährte und mein Mitarbeiter, der für euch tätig ist. Unsere anderen Brüder aber sind Abgesandte der Gemeinden und ein Abglanz Christi. Legt also ihnen gegenüber und damit vor den Gemeinden das Zeugnis eurer Liebe ab und zeigt, dass wir euch zu recht gerühmt haben.“*

Wie stellt man Vertrauen her? Indem man neutrale Zeugen herbeiholt. Und Paulus war sich nicht zu schade, seine Karten offen zu legen. Die Gemeinden hatten offenkundig zwei Personen benannt, die ihm als Gewährszeugen an die Seite gestellt werden sollten. Es scheint fast so, als habe Paulus dies selbst eingefordert. Diese Personen sollten als Zeugen seines Leumundes, seiner Legitimität und seiner Vertrauenswürdigkeit fungieren.

Titus ist sein enger Mitarbeiter. Es wird vermutet, dass Titus vermögend war. Das macht ihn, was diese Geldspende angeht, unverdächtig. Aber er bleibt Mitarbeiter des Paulus und als solcher Partei. Wichtiger sind für Paulus daher die beiden von den Gemeinden beauftragten Brüder, die den rechten Verlauf der Kollekte überwachen. Sie dürften auch der Gemeinde in Korinth durchaus bekannt seien. Paulus ehrt und adelt sie, indem er sie als Abglanz Christi bezeichnet.

Die Kollekte kann nur gelingen, wenn Paulus das uneingeschränkte Vertrauen der korinthischen Gemeinde wiedererlangt.

Dieses Vertrauen kann er nur dann wiederherstellen, wenn er transparent vorgeht. Es muss in allen Teilen des Umgangs mit dem korinthischen Geld deutlich werden: Wo bleibt dieses Geld? Wie sind die Wege, die dieses Geld geht?

Es gab damals keine Konten, keine Überweisungsträger, kein Online-Banking. Es gab nur den Geldbeutel, der mitgeführt wurde. Es ist deshalb fraglich, ob die Geldspende in einem Gesamtbetrag nach Jerusalem gebracht wurde. Die Gefahr, überfallen zu werden, das Geld auf diese Weise zu verlieren, war viel zu groß. Oder hat Paulus es in kleine Teile gestückelt und in kleinen Beträgen nach Jerusalem geschickt? Teilt man das Geld, stellt sich schon allerdings die Frage: Wo bleiben diese kleinen Geldbeträge? Außerdem bleibt die Frage, wer das Geld überbracht hat: Im Römerbrief ist er sich noch sicher, dass er gehen will (vgl. Röm 15,28), aber im ersten Korintherbrief weiß er es wieder nicht (vgl. 1 Kor 16,3). Um hier möglichen Vorwürfen zu begegnen, entwirft Paulus ein Modell, mit dem er die notwendige Transparenz den Gemeinden gegenüber gewährleisten kann. Hier spielen die Beauftragten der Gemeinden eine zentrale Rolle.

Paulus geht in 2 Kor aber noch weiter. Im 9. Kapitel des Zweiten Korintherbriefes empfiehlt er die Beauftragten noch einmal ausdrücklich. Seinen Teil für die Glaubwürdigkeit hat er jetzt beigebracht. Jetzt sollen allerdings auch die Korinther ihre Vertrauenswürdigkeit unter Beweis stellen, indem alles vorbereitet ist, wenn die Abgesandten denn kommen. Man soll nicht erst dann anfangen zu sammeln; vielmehr soll alles vorbereitet sein. Vor allen Dingen wendet er sich gegen jede Form von Geiz und Neid, zwei Grundübel, die Paulus schon in Korinth erkennt, die aber auch unsere Gegenwart bestimmen.

In der Beziehung zwischen Apostel und Gemeinde geht es um ein Vertrauen auf Gegenseitigkeit. Das ist zurzeit der Abfassung von 2 Kor mit Blick auf Paulus noch gestört. Er möchte das Vertrauen der

Gemeinde wiedererlangen, aber er möchte auch dieser Gemeinde wieder vertrauen können. Ziel ist letzten Endes – und darauf kommt er dann zum Schluss des 9. Kapitels zu sprechen – der große Ausgleich, um den es geht. Wer gibt, möchte dafür einen Gegenwert bekommen.

Auch für die fromme Gabe gilt letztlich eine Erfahrung des Alltags: Wer in einen Laden geht und etwas für zehn Euro kauft, möchte dafür einen angemessenen Gegenwert. Dass diese Grundweisheit in den letzten Monaten nicht beachtet wurde, war ein Teil der ausgelösten Weltwirtschaftskrise der Jahre 2008/2009. Es ist also natürlich, dass auch die Korinther für ihre Spende einen Ausgleich bekommen wollen.

Diesen Ausgleich sollen die Korinther bekommen. Sie empfangen das Gebet und den Dank der Heiligen Jerusalem, dieser für die Urkirche so wichtigen zentralen Gemeinde des antiken Christentums. Die so hergestellte Einheit, die durch Annahme der Spende in Jerusalem signalisiert wird, bedeutet letzten Endes auch das Heil für die von Paulus gegründeten heidenchristlichen Gemeinden. Er fasst das unter den Begriff der Gerechtigkeit: „Gott, der Samen gibt für die Aussaat und Brot zur Nahrung, wird auch euch das Saatgut geben und die Saat aufgehen lassen; er wird die Früchte eurer Gerechtigkeit wachsen lassen“ (2 Kor 9,10). Indem die Korinther das Geld geben, arbeiten sie an der Gerechtigkeit, dass die Jerusalemer Gemeinde in wirtschaftlich schwerer Zeit leben kann, aber auch an ihrer eigenen Gerechtigkeit, weil ihre Anerkennung durch die Jerusalemer Gemeinde ihr Heil bedeutet.

Die Kollekte ist also mehr als eine bloße Geldsammlung. Es ging nicht nur um eine wirtschaftliche Frage von Plus und Minus oder der Transparenz der Vertriebswege. Der Erfolg der Kollekte ist von eminenter theologischer Relevanz. Paulus umschreibt die Kollekte daher nicht ohne Grund mit einer Reihe theologischer Begriffe. Im Griechischen heißt sie daher nicht nur *logos*...a, als Sammlung. Die Kollekte ist

auch eine Gnadengabe (*charisma*). Sie ist ein Dienst an den Heiligen (*diakonia*). Sie ist ein Segen, den die Korinther herabrufen (*eulogia*), das gute Wort, und zwar in einer Doppelbedeutung. Einmal zu einem Segen für die Jerusalemer, aber auch dieser Segen fällt wieder auf sie zurück: Er wird zum Segen für sie selbst.

Die Kollekte erweist sich als Dienstleistung. Das griechische Wort für Dienstleistung ist *leitourgia*, Liturgie. Die Durchführung dieser Kollekte ist Gottesdienst, nicht nur wie man ihn heute versteht; sondern in der Kollekte für die Armen in Jerusalem erweisen die Korinther einen Gottesdienst, der das Ziel hat, Gemeinschaft (*koinonia/communio*) zwischen Jerusalem und den Heidenchristen zu stiften. Daran sollen alle heidenchristlichen Gemeinden partizipieren, nicht nur die Makedonier, sondern eben auch die Korinther.

All diese Begriffe wählt Paulus nicht zufällig. Sie sind Schlüsselbegriffe in seinem theologischen Denken. Sie spielen in seinen Briefen immer wieder eine Rolle und sind ganz eminent mit seinem Evangelium verbunden. Er sieht die Kollekte in diesem Kontext: Das Geld für die Armen in Jerusalem, das die von ihm gegründeten Gemeinden einsammeln sollen, ist ein Ausweis der Wirksamkeit seines Evangeliums.

### 3. Heute von Paulus lernen

Was bedeutet das alles für uns heute? Für Christen ist der Umgang mit Geld etwas scheinbar Unselbstverständliches. Noch heute redet man über Geld besser nicht, und wenn man etwas mehr hat, als man zum Leben braucht, denkt man vielleicht eher an das Kamel, das schneller durch das Nadelöhr geht, als dass ein Reicher ins Himmelreich kommt. Und doch kann auch die Kirche ohne Geld nicht wirklich wirksam sein.

Die Frage ist deshalb nicht, ob wir Geld haben, sondern wie wir mit dem Geld umgehen. Verantwortung ist das eigentliche

Thema. Wer Geld hat, ist auch für den Umgang mit ihm verantwortlich. Geld hat man nicht für sich, so wie man die Freiheit nicht für sich hat, sondern Geld hat man eigentlich, um damit an der Gerechtigkeit dieser Welt zu wirken. Die Bischöfe wurden in der alten Kirche gerade deshalb als Haushalter Gottes bezeichnet.<sup>7</sup> Die *Didaskalia* im dritten Jahrhundert schreibt den Bischöfen ins Stammbuch: „Werdet gute Geldwechsler.“

Die Grundübel unserer Zeit scheinen wieder Geiz und Neid zu sein, wie damals schon in Korinth. Es wird einem nicht nur schwindelig bei den Summe, die man heutzutage in den Medien hört, wenn über die Wirtschaftskrise berichtet wird. Wie viel Geld ist da nicht verbrannt worden? Wie viel Geld bringen Superreiche in Steueroasen unter um Hyperreiche zu werden? Geld, das sie im Leben nicht ausgeben können und eigentlich nicht zum Leben brauchen.

Vielleicht sollten wir deshalb auch wieder lernen, Geldverwaltung als Gottesdienst zu sehen: Das kann das Stoßgebet „Gott hilf“ sein, wenn wir auf unser Konto schauen, oder wir könnten sagen: „Herr, was kann ich mit diesem Geld anstellen, um deinen Namen auszurufen in dieser Welt?“

So möchte ich zum Schluss die paulinische Grundregel zum Umgang mit Geld zitieren: „Gott, der Samen gibt für die Aussaat und Brot zur Nahrung, wird auch euch das Saatgut geben und die Saat aufgehen lassen. Er wird die Früchte eurer Gerechtigkeit wachsen lassen“ (2 Kor 9,10).



## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Der Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, der am 8. Juni 2009 in der Pax-Bank Köln gehalten wurde. Der Vortrag wurde im Nachhinein verschriftlicht und für diesen Artikel geringfügig überarbeitet. Dabei wurde der Vortragsstil im Großen und Ganzen beibehalten.
- <sup>2</sup> Zur Kollekte für die Jerusalemer Urgemeinde siehe u.a. J. Eckert, Die Kollekte des Paulus für Jerusalem, in: P.-G. Müller (Hrsg.), *Kontinuität und Einheit*. Freiburg i. Br. 1981, S. 65–80; J. Gnlika, Die Kollekte der paulinischen Gemeinden für Jerusalem als Ausdruck ekklesialer Gemeinschaft, in: R. Kampling/T. Söding (Hrsg.), *Ekklesiologie des Neuen Testaments*. Freiburg i. Br. 1996, S. 301–315 sowie H.-G. Sundermann, *Der schwache Apostel und die Kraft der Rede. Eine rhetorische Analyse von 2 Kor 10–13* (EHS R. XXIII; 575). Frankfurt 1996 (hier besonders der Exkurs „Paulus und das Geld“, S. 227–240).
- <sup>3</sup> Cicero, *In Verrem*, 2,5,165: „crudelissimi taeterrimique supplici“.
- <sup>4</sup> Vgl. zum sog. korinthischen Vorfall auch W. Kleine, *Zwischen Furcht und Hoffnung. Eine textlinguistische Untersuchung des Briefes 2 Kor 1–9 zur wechselseitigen Bedeutsamkeit von Apostel und Gemeinde* (BBB 141). Berlin 2002, S. 54ff.
- <sup>5</sup> Zur literarkritischen Diskussion und Analyse von 2 Kor siehe ebd., S. 37–48.
- <sup>6</sup> Eine entsprechende Analyse des rhetorischen und textpragmatischen Aufbaus, der auch aus Sicht der moderner Kommunikationstheorie interessant ist, findet sich ebd., S. 345–357 sowie S. 385–434.
- <sup>7</sup> Vgl. R. Stats, *Deposita pietatis – Die Alte Kirche und ihr Geld*, in: ZThK (1979), 1–29, hier: 7.

### Hinweis der Redaktion

Aus Versehen wurde im Heft 4/2010, S. 128 ein falscher Name der Autorin des Textes unter der Rubrik „Auf ein Wort“ angegeben. Richtig muss es heißen: Siglinde Majunke. Wir bitten das Versehen zu entschuldigen.

*Dr. Gunther Fleischer*

Claus F. Lücker/Maria Hungerkamp

# „Pssst, morgen Abend: Schweige- meditation in der STADTOASE“

## Eine Zwischenbilanz zum einjährigen Bestehen der STADTOASE Krefeld

Welche Erwartungen hat der WDR in seiner „aktuellen Stunde“ damit geweckt, als er an einem Dienstagabend im September letzten Jahres im Abspann der Sendung diesen Hinweis brachte? Was löst eine solche Nachricht bei einer Zuschauerin oder einem Zuschauer aus? Der STADTOASE in Krefeld vermittelte dieser kurze Veranstaltungshinweis im Regionalfernsehen Anfragen und Interessent(inn)en aus unterschiedlichen Milieus und weltanschaulichen Ausrichtungen.

## Was ist die STADTOASE

„Schweigemeditation“ – ein zentrales Anliegen und Angebot der STADTOASE ist damit bereits benannt. Selbstverständlich geschieht noch mehr. Interesse- und angebotsleitend ist die Frage: Was darf eine Frau/ein Mann erwarten, der oder die von der STADTOASE hört oder liest und neugierig geworden ist? –

Als die STADTOASE am 17. April 2009, in der Osterwoche, im Beisein von ca. 80 geladenen Gästen vom Hauptabteilungsleiter Pastoral – Schule – Bildung im Bistum Aachen, Pfr. Rolf-Peter Cremer feierlich eröffnet und eingeweiht wurde, ging dieser in seiner Festansprache auf mögliche Erwartungen direkt ein, indem er fragte: „Ist ihnen schon mal aufgefallen, wo der

Begriff Oase in unserer Alltagssprache landläufig vorkommt? Es gibt Badeoasen, Schönheitsoasen, Erholungsoasen, Schwarzgeldoasen, Steueroasen und nun gibt es in Krefeld auch noch eine Stadtoase. Eine Oase bezeichnet einen Vegetationsfleck in der Wüste, üblicherweise an einer Quelle oder Wasserstelle gelegen. Oasen können in der Größe und im Charakter erheblich variieren, vom kleinen Teich, umgeben von Dattelpalmen, bis hin zu ganzen Städten mit Industrie- und Landwirtschaft. Bei der Stadtoase haben wir es wohl eher mit einer kleinen Oase zu tun, einem kleinen Vegetationsfleck in Krefeld. (...) Unsere Oase liegt nicht in der Wüste, sondern in der Stadt. Das städtische Leben umgibt die Oase. Durch das städtische Leben gelangt man hierher. Hier kann man nicht lange verweilen. Es steht keine Rundumversorgung zur Verfügung. Nur ein Gästezimmer. Man muss wieder hinaus in die Stadt, in die Wüste, in den Alltag, in seine Lebensrealität. Dieses Wechselspiel von Alltag und Gebet ist gemeint, wenn Bischof Heinrich Mussinghoff in der Stadtoase einen Ort missionarischer Kirche sieht.“

Eine Oase also, die Menschen einlädt, in der Wüste der Stadt! geistlich Einkehr zu halten. „Ein Haus für Spiritualität und Begegnung“ haben wir es genannt. Hier sind Menschen verschiedener Konfessionen und Religionen willkommen, die suchen nach

- (Anleitung zu) christlicher Schweigemeditation (einmal wöchentlich)
- spiritueller Begleitung
- geistlichem Austausch (einmal monatlich nach der Meditation sowie bei besonderen Veranstaltungen)
- Einzelexerzitien und geistlichen Auszeiten.

Des weiteren

- Gruppen, die in ruhiger gesammelter Atmosphäre einen „Oasentag“ verbringen möchten, mit Impulsen und Freizeiten, Körperarbeit;
- Teams, die bei kurzen Anfahrtswegen hier ungestört „in Klausur“ sein können.

Das Haus eignet sich von der Größe der Räumlichkeiten her für bis zu 15 Personen.

Es liegt nahe der Innenstadt in einer ruhigen Seitenstraße und ist auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln sehr gut erreichbar. In seiner Außenoptik fällt es nicht ohne weiteres als „kirchliche Einrichtung“ auf und senkt so für viele Zeitgenoss(inn)en die Zugangsschwelle. Im Innern verfügt es über einen Meditationsraum von ca. 45qm, einen Seminarraum, einen zum Speiseraum ausgestalteten lichten Wintergarten sowie über ein kleines Gästezimmer. Hinzu kommen eine große Terrasse und ein Garten von rund 300qm. Die notwendigen Utensilien für Meditation und Leibarbeit (Matten, Kissen, Hocker, Klangschalen...) sind ebenso vorhanden wie eine professionellen Tagungsausstattung mit Beamer, Flipchart usw.. Auch die Verpflegung hat Oasencharakter und gehört zur Philosophie des Hauses: Wir bieten gute regionale und biologische Küche.

In seiner institutionellen Anbindung gehört die STADTOASE als Projekt zur Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen. Deren Mitarbeiter Pfr. Dr. Claus F. Lücker wurde zum Leiter der STADTOASE ernannt. Mitarbeiterin (EA) ist die Diplomtheologin Fr. Maria Hungerkamp, die zugleich freiberuflich in Kursarbeit, spiritueller Begleitung und in der Verpflegung der Gäste tätig ist.<sup>2</sup>

## **Welche Lücke schließt die STADTOASE**

Was vor allem fehlte – selbst in einer Großstadt wie Krefeld, die nach wie vor über zahlreiche Kirchen und Gemeindezentren verfügt – waren geeignete Räumlichkeiten für Meditation, und Besinnung und Körperarbeit. Die Schließung von Exerzitienhäusern und geistlichen Zentren, wie z.B. dem von Elisabethinnen geführten Haus Broich 13 km außerhalb der Stadt, hat diese Situation nochmals zugespitzt. Menschen, die in Exerzitienkursen, Wochenenden etc. auf einen individuellen geistlichen Weg aufgebrochen sind, finden selten in ihrem Wohnort räumlich und personell

geeignete Möglichkeiten, den Weg nach innen adäquat zu vertiefen.<sup>3</sup> Ebenso geht es den vielen spirituell Suchenden, insbesondere aus dem Sinus-Milieu der sogenannten „Postmateriellen“, die aus sehr verschiedenen Gründen zur (gemeinde)kirchlichen Infrastruktur keinen Kontakt haben und zumeist auf dem freien und qualitativ höchst inhomogenen Markt spiritueller und körperorientierter Angebote sich ihr religiöses Portfolio zusammenstellen. Ein weiterer Aspekt ist, dass die knapper werdenden finanziellen Möglichkeiten bei den Interessierten generell seit Jahren die Tendenz zu kürzeren Kursformen mit möglichst wenig Übernachtungskosten forcieren.

Es waren Ehrenamtliche aus einer großen fusionierten Krefelder Innenstadtgemeinde, die nach Erfahrungen mit ignatianischen Einzelexerzitien vor vier Jahren anfragten, mit den Methoden der Exerzitienarbeit: Schweigemeditation, eutonischer Leibarbeit, biblischen (bibliodramatischen) und kreativen Impulsen, einen Besinnungstag „zwischen den Jahren“ mit Rückblick und Ausblick „vor Ort“ zu gestalten. Nach schlechten Erfahrungen mit den ungeeigneten eigenen Pfarrheimräumen wurde im zweiten Anlauf ein Jahr später ein Überaum bei einem freien Anbieter gemietet. Erstmals gestaltete das spätere Stadtoase-Team: Maria Hungerkamp und Claus F. Lücker diesen Besinnungstag gemeinsam – mit positiver Resonanz und Teilnehmenden nicht nur aus der Gemeinde, sondern confessionsübergreifend aus der ganzen Stadt, Haupt- und Ehrenamtlichen, insgesamt 14 Personen.

Diese Erfahrung war der letzte Anstoß in einer Reihe von Überlegungen und Sondierungen, der Idee einer „Stadtoase“ reale Konturen zu geben.<sup>4</sup> Im März 2008 nahm Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff das Gründungskonzept zustimmend zur Kenntnis. Noch im selben Jahr konnte am Rand der Krefelder Innenstadt ein geeignetes Haus angemietet und mit vergleichsweise geringem Aufwand in wenigen Monaten umgerüstet und renoviert werden.

## Wer kommt

Das Interesse war bereits in der Planungsphase groß. Ein Designer z.B. erstellte ehrenamtlich das Logo der neuen Einrichtung, ein Richter half in seiner Freizeit die Homepage mitzugestalten und fungiert seither als Webmaster, ein freiberuflicher Coach begleitete unentgeltlich die Startphase. Über die Eröffnung berichtete die lokale Presse ausführlich, ebenso die Kirchenzeitung. WDR 2 informierte in seinen Regionalnachrichten. In den ersten Wochen und Monaten gab es viele telefonische Anfragen und Kennenlernbesuche insbes. von Pfarrgruppen und Einzelpersonen, aber auch von Miet- und Belegungsinteressent(inn)en für Meditations- und/oder Seminarraum. Rund 1.600 Programmflyer der STADTOASE liegen nicht nur in zahlreichen Kirchen und kirchlichen Einrichtungen aus, sondern auch in kommunalen wie der Mediothek der Stadt Krefeld und in einigen Geschäften. Auch auf diese Weise erreichte die STADTOASE in weniger als einem halben Jahr einen hohen Bekanntheitsgrad. Insgesamt 100 Personen sind auf eigenen Wunsch in unserem E-Mail-Verteiler.

Inzwischen ist der erste Ansturm verebbt und es zeigt sich deutlicher, welche Personen, Gruppen und Sinusmilieus die STADTOASE für sich entdeckt haben:

- Die christliche Schweigemeditation erreicht primär „Postmaterielle“, die nicht gemeindegebunden sind, mehrere pastoral Hauptamtliche, evangelisch-lutherisch wie katholisch, sowie einzelne Ehrenamtliche aus den Pfarrgemeinden, die in dieser Weise für sich Vertiefung suchen.
- Oasen- und Besinnungstage werden von Gemeindegruppen genutzt, aber auch als besonderes Angebot für Mitarbeiter(innen) von Einrichtungen. So gab es im Frühjahr 2009 einen Oasentag eigens für die Mitarbeiterinnen des stationären Hospizes in Krefeld.
- Miet- und Verpflegungsanfragen erreichen uns ebenso von Kolleg(inn)en in

der Exerzitationarbeit, die eigene Kurse in der STADTOASE abhalten, wie von Pastoralteams und kirchlichen Einrichtungen, die sich für Klausurtagorte ortsnah und doch abseits vom eigenen Bürobetrieb in die STADTOASE zurückziehen.

- Geistliche Begleitung suchen z.Zt. vor allem Personen aus kirchlichen Milieus, aber auch aus der sog. „Bürgerlichen Mitte“.
- Besondere Veranstaltungen, so diese in der Lokalpresse beworben werden, wie bspw. eine Informationsveranstaltung über Buddhismus mit dem Fachreferenten Dr. Wolfgang Siepen aus Aachen oder: „Das Neue gebiert sich still – christliche Schweigemeditation über den Jahreswechsel“ bringen eine vielfältige Schar von Stadt-Wüsten-Bewohner(inne)n ins Haus. Beim Buddhismusvortrag etwa kamen mehrere Buddhist(inn)en sowie der Ehepartner einer aus Asien stammenden Buddhistin. Bei der Veranstaltung zum Jahreswechsel war die Nachfrage von Menschen zwischen Anfang 20 und Mitte 60 so groß, dass wir einigen Interessent(inn)en sogar absagen mussten.

Einer kritischen Reflexion wert sind zum einen Anfragen, die uns inzwischen mehrfach aus sehr unterschiedlichen lokalen Gruppen erreichen, die offenbar nach einem Meditations- und Überraum suchen für spirituelle Treffen mit geführten Meditationen, Energiearbeit, Engelkontakten und Fernheilungen, um nur einige Beispiele zu nennen. Im Gespräch mit Anbietern aus dieser suchenden Esoterikszene ist es hilfreich, im engen Kontakt mit der Beratungsstelle für Weltanschauungsfragen im Bistum Aachen zu stehen. Zunehmend gewinnen wir Klarheit in Unterscheidungskriterien und Unterscheidung. Jede Anfrage belegt gleichermaßen die Not und Hilflosigkeit vieler religiös und psychisch Suchender, wie sie auch das Angebots- und Belegungsprofil der STADTOASE schärft.

Ganz anders verhält es sich mit einzelnen Buddhist(inn)en, die den interreligiösen

Dialog suchen und aus dieser Haltung heraus inzwischen z.T. regelmäßig in der STADTOASE meditieren. Hier kommt es wirklich zu gemeinsamer geistlicher Erfahrung und zu Gespräch, und in diesen Tagen wird zum zweiten Mal eine Fachperson, in diesem Fall Dr. Annette Meuthrath vom Missionswissenschaftlichen Institut in Aachen, in der STADTOASE zu Gast sein und qualifiziert Wissensvertiefung und Erfahrungsaustausch ermöglichen.

## Wie finanziert sich die Stadtoase

Renovierung und Erstausrüstung wurden vom Bistum Aachen bezahlt, das auch die laufenden Betriebskosten vorfinanziert. Bedingung für eine langfristige Perspektive der STADTOASE ist, dass sie dauerhaft einen beträchtlichen Teil derselben refinanziert. Das Ergebnis des ersten Jahres lässt hoffen, wobei in diesem Jahr die Gelder zu ca. einem Drittel durch Kurs- und Mieteinnahmen und zu ca. zwei Dritteln durch Spenden zusammenkommen, letztere – anders als die Nutzung der offenen STADTOASE-Angebote – vor allem aus den kirchlichen Milieus. Eine Verschiebung der Anteile hin zu den Nutzern ist auf Dauer erstrebenswert. Zugleich erlaubt uns die Spendenbereitschaft, im Sinne der Option von Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff „missionarisch“ zu sein und die Teilnehmendenbeiträge gering zu halten. Konzeptionell soll die STADTOASE langfristig zu einer jener Einrichtungen werden, die mit „low budget“ bei sinkenden Kirchensteuereinnahmen christliche Präsenz zeigen können im Stadtleben der vielen kirchlich nicht gebundenen, religiös suchenden Menschen.

## Wie geht es weiter

Vorrangig steht für das zweite Jahr STADTOASE dreierlei an:

- Zum einen das Profil des Hauses weiter zu schärfen, das jetzt schon als ein eige-

nes, spezifisches Angebot wahrgenommen wird, welches auch – dank des Meditationsraums und den nur für kleine Gruppen geeigneten Möglichkeiten – die Kurspalette kirchlicher Erwachsenenbildungseinrichtungen überschreitet, vertieft und ergänzt.

- Zum zweiten deutet sich inzwischen an, dass die STADTOASE für Suchende des „postmateriellen Milieus“ gemeindebildend sein kann, und zwar – milieuentsprechend – überkonfessionell und an der theologisch profilierten und reflektierten Schnittstelle von christlichem und interreligiösem Dialog. Diese Tendenz gilt es zu stabilisieren.
- Zum dritten muss die Werbung und Programminformation verbreitert werden, wenn die STADTOASE in weiteren säkularen Milieus bekannt und angenommen sein will. Erste Ideen hierfür liegen vor.

Sollten Sie neugierig geworden sein oder Fragen haben, besuchen Sie uns gerne auf unserer Homepage unter [www.stadtoase-krefeld.de](http://www.stadtoase-krefeld.de) oder nehmen über [Stadtoase-Krefeld@web.de](mailto:Stadtoase-Krefeld@web.de) Kontakt mit uns auf.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> „In deiner Stadt ist deine Wüste“ ist auch der Titel eines in deutscher Übersetzung 1978 veröffentlichten Buches von Carlo Carretto, das aufgrund seiner hohen Popularität bereits 1986 in achter Auflage erschien.
- <sup>2</sup> Näheres zu den Personen s. unter [www.stadtoase-krefeld.de/Stadtoase\\_Krefeld/Team.html](http://www.stadtoase-krefeld.de/Stadtoase_Krefeld/Team.html).
- <sup>3</sup> Besser stellt sich die Situation in den Städten dar, wo Ordensgemeinschaften entsprechende Möglichkeiten anbieten können, wie das im Bistum Aachen z.B. in Aachen selbst der Fall ist.
- <sup>4</sup> Bereits in den Jahren davor gab es die „Vorläuferidee“ eines „Lebenshauses“, an der Pfr. Dr. Wilhelm Bruners entscheidenden Anteil hatte. Das Projekt erwies sich aus mehreren, nicht zuletzt ökonomischen, Gründen als nicht realisierbar. Mehrere Kernpunkte dieser Initiative finden sich heute in der STADTOASE wieder.

Ralf Regenhardt

# Die Sprache der Hände

Portrait der Bischöflichen Stiftung  
Gemeinsam für das Leben



## Ein ungewöhnlicher Fotoauftrag

Handmodelle haben besonders schöne oder markante Hände. So wie Klara Gerlach. Die Bewohnerin des Caritas Senioren- und Pflegeheims Magdalenenhof in Hildesheim avancierte im Jahr 2007 im hohen Alter zum Handmodell. Zum Zeitpunkt der Fotoaufnahmen konnte die 80-jährige ihr Bett nicht mehr verlassen. Eine junge Künstlerin fotografierte Klara Gerlach. „Mein Gesicht kriegen sie nicht“, sagte die

80-jährige der Fotografin – und lachte Freudentränen, als der riesige Plakatbogen mit ihrer markanten Hand zwei Wochen später vor ihr lag.

Ihre Faust war eine Demonstration: Sie wirkte angespannt und gelöst zugleich. Unter der zarten Haut der Seniorin treten die Adern deutlich hervor. Das Foto vermittelt Kraft – und ein starkes Bedürfnis nach Schutz und Würde. Auftraggeber der Fotosequenz war die Bischöfliche Stiftung Gemeinsam für das Leben. Sie gestaltete mit dem Motiv ein eindrucksvolles Plakat.

Nach dem Tod von Klara Gerlach fragten ihre Töchter die Bischöfliche Stiftung, ob es noch andere Motive gebe. Sie hatten die Fotoaufnahmen ein halbes Jahr zuvor erlaubt und waren von dem Plakatmotiv mit der Hand sehr angetan. Die Töchter hatten ihre Mutter jedoch in der letzten Phase ihres Lebens nicht mehr fotografiert. Sie hatten Glück: Die Fotografin hatte sich viel Zeit genommen und unterschiedliche Perspektiven ausprobiert, darunter ein ergreifendes Portrait: In liegender Position, schutzbedürftig, ungeschminkt, aber auf eine schwer zu beschreibende Art gefasst, vollendet und schön. Für die Familie in der Trauerphase war dieses Portrait ein großer Trost.

## **Die Schein-Welt der Werbung hinterfragen**

Es gibt Aufnahmen, die haben die Kraft, den Panzer der Glitzerwelt der Modefotografie zu durchdringen. Es stimmt zwar, dass unsere finanziellen Möglichkeiten weit hinter der Industrie zurückbleiben. Doch wer, wenn nicht eine Stiftung für den Schutz des Lebens, sollte sich trauen, solche untypischen Bilder zu verwenden? Hier gilt: Die Sprache der Hände aller alten Menschen hilft, die Schein-Welt der Werbung zu hinterfragen. Mit Kinderhänden ist das schwerer: Sie sind stark vereinnahmt vom Marketing. Wer aufrütteln will,

braucht Handmodelle wie Klara Gerlach und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ein solches „Casting für soziale Themen“ mittragen.

In was für einer Gesellschaft leben wir? Bauen wir auf den schönen Schein, oder fragen wir tiefer? Altbischof Dr. Josef Homeyer hat die Stiftung Gemeinsam für das Leben 2001 gegründet. Ziel der Stiftung ist es, in der Gesellschaft aktiv für eine „neue Kultur des Lebens“ einzutreten. Die Gründung der Stiftung fiel zusammen mit dem Ausstieg der katholischen Beratungsstellen aus dem staatlichen System der Schwangeren-Konfliktberatung.

Die seither realisierten Projekte geben der Stiftung ihr Gesicht. Sie sind Wagnis und zugleich konkreter Beistand für Menschen in Not. Durch sie wird das besondere Profil, den Schutz und die Würde des menschlichen Lebens zu fördern, deutlich und in einem breiten Spektrum abgebildet.

Der Kapitalstock der Gründung beträgt 2,3 Millionen Euro, Zustiftungen von Privatpersonen tragen dazu bei, dass dieser Fonds wächst.

Die Bischöfliche Stiftung hat die Rechtsform einer Kirchlichen Stiftung des öffentlichen Rechts. Der Caritasverband für die Diözese Hildesheim e.V. verwaltet und führt als Treuhänder die Bischöfliche Stiftung Gemeinsam für das Leben.

Die Stiftung unterliegt der Aufsicht des Bischöflichen Generalvikars der Diözese Hildesheim. Organ der Stiftung ist der Stiftungsbeirat, der einen Vergabeausschuss beruft. Bischof Norbert Trelle fasste mit Wirkung zum 1. Januar 2009 die Satzung der Bischöflichen Stiftung Gemeinsam für das Leben neu. Sie führt jetzt den Untertitel „Dachstiftung der Caritas in der Diözese Hildesheim“.

Seitdem können auch selbständige und unselbständige Stiftungen unter dem Dach der Stiftung Aufnahme finden.

## Anspruchsvolle Stiftungszwecke

Die Stiftung definiert ihre Aufgaben wie folgt: „Vorrangiger Zweck der Stiftung ist die umfassende Förderung einer Kultur des Lebens und des Einsatzes für die Würde und Einzigartigkeit der menschlichen Existenz. Insbesondere da, wo dieses an den Rand gedrängt oder gar vernichtet zu werden droht. Ungeborenes Leben, beschädigtes Leben, gescheiterte Leben, altes Leben und sterbendes Leben fordern Christinnen und Christen heraus, Zeugen und Anwälte dafür zu sein, das Gott ein Freund des Lebens ist.“



Das beginnt beim Schutz ungeborenen Lebens, umfasst die Förderung von Benachteiligten und Schutzlosen und reicht bis zur Sorge um alte und kranke Menschen sowie die Begleitung Sterbender. Das Spektrum reicht von Befähigungs- und Teilhabeprojekten für Kinder, Jugendliche

und Familien bis zur Stärkung bzw. Qualifizierung Ehrenamtlicher. Die Stiftung fördert außerdem die Hospizarbeit, die Betreuung von Menschen mit Demenz oder innovative Projekte in der Behindertenhilfe.

Die Stiftung unterstützt Engagement und fördert innovative Projekte, gewährt jedoch keine Einzelfallhilfe. In der Regel handelt es sich bei Förderungen um Starthilfen.

- Sie initiiert und fördert Maßnahmen, die
- Kinder, Jugendliche und Familien stärken
  - Armut bekämpfen
  - Benachteiligte fördern
  - Randgruppen integrieren
  - alten, kranken oder behinderten Menschen ein Leben in Würde und Selbstbestimmung ermöglichen
  - freiwilliges und sozial-caritatives Engagement weiterentwickeln

Wenn es gelingt, die Würde und Einzigartigkeit der menschlichen Existenz zu unterstützen und damit nachhaltige Werte zu schaffen, dann trägt die Stiftung reiche Früchte. Dies geschieht konkret immer dort, wo durch das Engagement von Initiativen und Gruppen Menschen in belasteten oder bedrohten Lebenssituationen unterstützt und begleitet werden können.

143 Projekte, Initiativen und Maßnahmen hat die Bischöfliche Stiftung seit ihrer Gründung im Jahr 2001 gefördert. Seither betrug das Fördervolumen der Stiftung 665.518,58 €.

Im Vordergrund steht das konkrete soziale Engagement für die Betroffenen, die Bewusstseinsbildung und das politische Engagement für eine umfassende Förderung für eine Kultur des Lebens und Würde des Menschen. Würde, die so verletzlich ist wie unsere Haut. Klara Gerlach steht für eine große Zahl von Frauen und Männern, Alten wie Kindern. Es gibt noch ein zweites Plakatmotiv mit einer Hand. Das zweite Motiv

zeigt ein winziges Frühchen von 1.900 Gramm. Die kleine Lara ist inzwischen vier Jahre alt, sie wächst und gedeiht.

So soll es auch mit der Bischöflichen Stiftung weitergehen. Dazu braucht es viele helfende, gebende Hände.

In einem Gebet heißt es:

**HERR, HIER SIND MEINE HÄNDE –  
HÄNDE, DIE EMPFANGEN  
HÄNDE, DIE SEGNE  
HÄNDE, DIE BETEN,  
HÄNDE, DIE HELFEN,  
HÄNDE, DIE GEBEN,  
HÄNDE, DIE TRAGEN,  
HÄNDE, DIE RUHEN.**

## Literaturdienst

**Bernhard Spielberg: Kann Kirche noch Gemeinde sein? Praxis, Probleme und Perspektiven der Kirche vor Ort. Echter Verlag, Würzburg 2008. 460 S., 42,00 Euro**

Ferdinand Klostermann sprach von der Gemeinde als dem Prinzip des kirchlichen Lebens. Aus der Pfarrei sollte die Pfarrgemeinde werden, die Gemeinschaft der Christen, die sich nicht primär juristisch oder geographisch definiert, sondern über den gemeinsam gelebten Glauben. Mit der Krise der Institution Kirche ist auch die Pfarrgemeinde in die Krise geraten, Strukturveränderungen in den deutschen Diözesen lassen die Diskussion wieder aufflammen, was denn nun heute unter Gemeinde zu verstehen sei. Insofern ist die von Bernhard Spielberg vorgelegte Dissertation hochaktuell. Kann die Kirche noch Gemeinde sein?, fragt er, und sucht eine Antwort vor dem Hintergrund der Strukturprozesse in den Diözesen. Spielberg stellt zunächst die Rahmenbedingungen dar, in denen sich die deutsche Kirche derzeit bewegt und rezipiert dabei bereits die Ergebnisse der Sinus-Milieustudie. Die Ergebnisse konfrontiert er mit Krisenphänomenen, allerdings in konstruktiver Absicht. Zehn Diözesen stellt Spielberg im Anschluss an Grundlagendaten vor und befragt kritisch ihre Pastoral-, Personal und Strukturentwicklung. Der Autor resümiert, dass man zwar an den Stellschrauben der institutionellen Struktur dreht, jedoch versäumt hat, bei allen Überlegen auch die zukünftige Sozialform von Kirche ausreichend zu reflektieren. Dies zu konfrontieren stellt er als mögliche Perspektive den Asian Integral Pastoral Approach vor (AsIPA). Bildet AsIPA eine Alternative für die europäische Kirche? Nicht in einer unreflektierten Übertragung, sondern in Form einer europäischen Inkulturation, so Spielberg. Wie diese aussehen kann, stellt der Autor abschließend vor. Er plädiert für ein neues Verständnis der (Pfarr-)gemeinde mit einer eindeutigen Option für die Kirche vor Ort und alternativen Erprobungsräumen des Glaubens. Notwendig dafür sind Pfarrei- und Gemeindentwicklung und die Weitung des Begriffs Gemeinde, über geographische Grenzen hinaus. Kirche kann, so Spielberg, Gemeinde sein, wenn es ihr gelingt, vielfältige Gemeindeorte zu erschließen und zu entwickeln. Seine Studie kommt zum rechten Zeitpunkt. Die ersten Strukturprozesse, ebenso die so genannten Pastoralgespräche, sind abgeschlossen, manche Diözesen sind noch inmitten der Veränderungen. Jetzt müssen angesichts der Evaluation der ersten Prozesse bzw. der Durchführung weitere Optionen getroffen werden, wie sich



gemeinschaftliches Glaubensleben heute wirklich gestalten lässt. Die Erkenntnisse von Bernhard Spiegelberg sind für diese Diskussion unerlässlich.

*Martin Lätzel*

**Mechthild Hüsch und Heinrich Hüsch: Da spricht man nicht drüber. Wie Jakob den Suizid seines Vaters erlebt Idee: Ulrich Roth. Hüsch&Hüsch Verlag, Dreiningen 2009. 48 S.; 14,80 Euro.**

Der Suizid des Nationalspielers Robert Enke Ende 2009 hat ein Thema in die Öffentlichkeit katapultiert, das gemeinhin ein Tabu darstellt. Dabei liegt die Zahl der jährlichen Suizide in Deutschland mit ca. 10.000 ungefähr doppelt so hoch wie die Zahl der Verkehrstoten. Jeder Suizid lässt Menschen zurück: Familienmitglieder, Freundinnen, Nachbarn, Arbeitskollegen. Kinder sind am schutzbedürftigsten unter denen, die von Suizid betroffen werden.

Diesem jungen Personenkreis stellt sich das vorliegende Kinder- und Bilderbuch. Es füllt eine wichtige Lücke im Bereich der Hilfen in Buchform. Es ist aus der Erfahrung von Ulrich Roth, langjähriger Seelsorger am Universitätsklinikum Aachen und in der Integrativen Psychiatrieseelsorge Aachen, entstanden. Seine Idee zu diesem Buch haben die Texterin und der Grafiker Mechthild und Heinrich Hüsch umgesetzt.

Entstanden ist ein Bilderbuch, das für die Altersgruppe von Grundschulkindern bis hin zur 6. Klasse in Bild und Wort einen Deutungshorizont entwirft. Das Buch beginnt mit dem Satz: „Abends gehe ich ins Bett und denke: Wenn du morgen aufwachst, war alles nur ein schlimmer Traum.“ Aber Jakob muss feststellen, dass der Tod seines Vaters bittere Realität ist, mit allen Konsequenzen. Er denkt an das, was er mit seinem Vater alles vor hatte. Sie wollten wieder klettern gehen, haben schon das Seil vorbereitet und Knoten geübt – an dem Seil, mit dem der Vater sich jetzt erhängt hat. Eine Doppelseite geht auch in aller Kürze auf mögliche Ursachen ein: Arbeitslosigkeit, zu viel Alkohol, zunehmender Rückzug in die eigene Welt. Als das Schlimme passiert ist, kommt als zweiter Schlag für Jakob hinzu, dass die Erwachsenen ihm nicht die Wahrheit sagen wollen und die Mitschüler hilflos den Kontakt meiden. Während Jakobs Schwester Tina mit Freundinnen zusammen hockt und Ausdrucksformen der Trauer findet, bleibt der Junge allein.

Im Rahmen der Darstellung der Beerdigung geht das Bilderbuch auch auf den Wandel im kirchlichen Umgang mit Suizid ein. Kirche wird als hilfreich und stützend gezeichnet. „Jesus habe sich immer um

die Verzweifelten und Notleidenden gekümmert.“, sagt der Pfarrer, der die Zurückgebliebenen zu Hause besucht. Im Gottesdienst findet endlich auch Jakob Trost: Die ganze Schulklasse ist da und sie singen Osterlieder. Jakob kann hoffen, dass sein Vater in anderer Weise weiter lebt und sie sich alle einmal wieder sehen.

Die Erzählung endet mit der Phase der Normalisierung. Die Mutter ermuntert Jakob, seinen Geburtstag mit einem Fußballturnier zu feiern. Langsam kehrt das Leben ins Haus zurück. Untrügliches Zeichen dafür ist, dass Jakob sich wieder mit seiner Schwester Tina streitet.

Komplettiert wird das Bilderbuch durch einen kurzen Sachtext von Ulrich Roth und ein Nachwort von Prof. Dr. Dr. Paul Hoff. Das Buch besticht vor allem durch seine Reduktion und Konzentration. Knappe Texte links, manchmal nur ein Satz, eine farbige Zeichnung rechts. Für mich am eindrücklichsten ist das Motiv, das auch auf dem Titel des Buches abgebildet ist. Zu sehen ist der Hund des Spaziergängers, der den Toten gefunden hat. Den Kopf nach oben gereckt sitzt er vor dem Baum, von dem nur der untere Teil des Stamms zu erkennen ist. Gerade weil der Tote nicht zu sehen ist, erschreckt das Bild zunächst ungemain. Auf den zweiten Blick kann der Betrachter eine zusätzliche Dimension entdecken: Der Blick des Tieres himmelwärts eröffnet eine Perspektive über das Irdische hinaus. Ein Mensch „hat sich das Leben genommen“ – hat er nicht nur ein Leben beendet, sondern sich ein neues „Leben bei Gott“ genommen?

Weil das Buch seine Aussagen in Wort und Bild so hervorragend verdichtet, vermag es elementare Botschaften zu vermitteln: Leben ist Geschenk und Fragment, Schreckliches passiert, allein kommt damit niemand klar, Gemeinschaft stiftet Trost, Glaube schenkt Kraft, der Kreislauf des Lebens geht weiter, die Toten nehmen als schmerzhaft-dankbar Erinnerter eine neue Rolle darin ein. Das Buch von Mechthild und Heinrich Hüsch und Ulrich Roth ist ein Buch von Tod, Leben und Hoffen. Mit seiner Hilfe kann es leichter fallen, das Unausprechliche behutsam anzuschauen. Das Buch vermittelt Hoffnung, die aus dem Zusammenhalt der Zurückgebliebenen erwächst, die aber auch in der Perspektive des Vertrauens auf eine Lebenskraft liegt, die stärker ist als jeder Tod.

Dieses Buch ist überaus gelungen und gehört in die Hände direkt oder mittelbar betroffener Kinder. Besonders hilfreich wird das gemeinsame Lesen und Schauen – und dann ins-Gespräch-Kommen – in der (Rest-)Familie, in Schulklasse oder Sportverein und in Kindergruppen der christlichen Gemeinde oder des kirchlichen Jugendheims sein. Es ist zu wünschen und zu erwarten, dass dieses Buch auf eine große Resonanz trifft.

*Martin Pott*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Maria

du bist die Vollendung  
der Verheißungen  
und der Geschichte  
Israels

du bist die erste Zelle  
des wiedererrichteten  
Paradieses  
als Mensch  
im Menschen  
für das Menschengeschlecht  
und Sinnbild  
für alle geschaffene Wirklichkeit

darin  
bist du  
Hoffnungsgestalt  
für jeden Menschen  
für die Weltgeschichte  
für den Kosmos  
alles Geschaffenen

du bist  
Mutter Gottes  
durch dich kommt  
Gott zur Welt –

ein sterblicher Mensch  
mit Namen Jesus  
wurde in dir  
und durch dich  
du Pforte des Lebens  
zur neuen Rückbindung  
aller Menschen  
und alles Geschaffenen

als Christus  
Erlöser von Leiden, Sterben und Tod  
durch Leiden, Sterben und Tod

durch dich kommen  
so  
in Jesus, dem Christus  
Mensch und Welt  
und alles Geschaffene  
zurück zur unverlierbaren

B l e i b e

G o t t

freier Austausch aller wirkenden Kräfte  
wunderbarer Rollentausch  
endgültiges Mitsammen  
von Himmel und Erde  
Oben und Unten  
zur größeren  
Einheit

Ehre Gottes als Ehre eines jeden Menschen  
ohne Maß und Begrenzung

du  
von deinem Anbeginn  
in und durch Gott  
wiedergefundenes  
Paradies  
todentwundener Schöpfung  
vollendet  
in deiner  
Himmelfahrt  
im Augenblick  
deines seligen Sterbens  
und so  
Vorausgestalt  
aller  
Menschen in der Weise  
allfassender  
Hoffnung  
ins Ziel  
des

ewigda Gottes

in dir und in allen  
und so auch in mir  
unverlierbar  
unzerstörbar

d a

und so  
Mutter der Kirche  
Gottes der Welt

in jedem  
entsprechenden  
Tun

*Markus Roentgen, 2009*



Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E